AB
55524

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-802760-p0001-6

Obl. Gc 3243 $\frac{x}{30/5}$

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-802760-p0002-2

Christian von
Roeder.
1790.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-802760-p0004-3

2

Sittenbüchlein
für
Kinder
aus gesitteten Ständen.

von

J. H. Campe.

1784.

Univ. u. Landesbibliothek
HALLE
(SAALE)

Nachricht.

Dieses Büchelchen sol, meiner Absicht nach, für Kinder aus gesitteten Ständen eben das sein, was Schlossers Sittenbüchlein für Kinder des Landvolks ist. Wirklich habe ich auch dieses allgemein beliebte Werkchen dergestalt dabei zum Grunde gelegt, daß ich alles Gemeinnüzige — das heist, alles was eben so gut auf Stadtkinder, als auf die Kinder des Landvolks past, daraus, und zwar grossen Theils mit den eigenen Worten des vortreflichen Verfassers, in das Meinige übergetragen habe: so oft ich nämlich keine bequemere und keine simplere Ausdrüke finden konte. Wie viel oder wie wenig von dem Meinigen hinzugekommen sei, kan jeder, dem daran gelegen ist, durch Vergleichung erfahren.

Da beide Bücher, das Schlosserische und dieses ganz verschiedene Bestimmungen haben: so können beide sehr füglich neben einander da sein; und der nüzliche Gebrauch des erstern wird durch die Erscheinung des leztern auf keine Weise eingeschränkt werden.

Auch in Ansehung der Form des Vortrages sind beide von einander unterschieden. Jenes ist bekantermassen blos im erzählenden und unterrichtenden Tone geschrieben, in diesem wechseln Erzählungen und Unterredungen mit einander ab. Die Hauptperson ist gleichfals ein erfahrner liebenswürdiger Greis; die Zuhörer und Mitredenden theils Kinder, theils ein Nachbar von gesetztem Alter und von einfältigem guten Herzen, dessen Zwischenreden das Ganze unterhaltender machen sollen.

Es sol aber dieses kleine Buch sowohl zu einer, für sechs- bis zehnjährige Kinder verständlichen, angenehmen und lehrreichen Lesung dienen, als auch zugleich das erste Lehrbuch der Sittenlehre für dieses Alter sein. Der Beifal, womit das Publikum die erste Ausgabe desselben beehrt hat, läst mich hoffen, daß ich diese Absicht nicht ganz verfehlt habe; so wie er mich aufgemuntert hat, bei dieser zweiten Auflage vieles darin zu verbessern, welches mir einer Verbesserung zu bedürfen schien.

Hamburg,
den 4ten April 1780.

Vor

Vor nicht gar langer Zeit, meine lieben Kinder, lebte ein recht verständiger Man, der hieß Gottlieb Ehrenreich.

Alle, die ihn gekant haben, können noch itzt nicht von ihm reden, ohne daß ihnen die Thränen dabei in die Augen treten. Denn er war ein gar zu guter und rechtschafner Man, der sein gröstes Vergnügen darin fand, andern Menschen wohl zu thun. Er hatte, von seiner Kindheit an, es sich zum Gesetz gemacht, keinen Tag vorbei gehen zu lassen, ohne etwas Gutes zu thun, worüber er sich des Abends freuen könte. Dem einen, der in Verlegenheit war, und nicht wuste, was er thun sollte, gab er guten Rath, weil er viel Einsicht und Erfahrung hatte; einem andern, der in Armut gerathen war, half er mit seinem eigenen Vermögen aus, und verschafte ihm Gelegenheit, seinen Unterhalt sich künftig selbst zu verdienen. Wo er einen Unglüklichen fand, es mochte ein Christ, ein Jude, oder ein Türke sein, da nahm er seiner sich recht herzlich an, suchte ihn zu tröstен und ihm zu helfen. Er ist ein Mensch, sagte er, und ich bin auch ein Mensch; das ist genug. Wurde in seiner Gegenwart wider einen Abwesenden etwas Böses geredet: so vertheidigte er ihn, als wenn's sein Bruder wäre.

Er konnte nicht leiden, daß jemanden Unrecht geschähe. Fanden sich hingegen einmal böse Leute, welche ihm selbst Unrecht thaten: so suchte er nie Böses mit Bösen zu vergelten; hasste auch seine Beleidiger nicht, sondern bedaurete nur ihren Unverstand. Sie wissen nicht, sagte er, was sie thun; und damit lies ers gut sein. Eine seiner liebsten Beschäftigungen war, daß er seine eigene und seiner Nachbarn Kinder um sich her versammelte, und sie lehrete, wie sie gute und glükliche Menschen werden könten. Man hat auch nachher gesehen, daß es allen denen Kindern, welche einen Unterricht annahmen, und seinem väterlichen Rathe folgten, recht sehr wohl gegangen ist.

Einstmals, da er schon siebenzig Jahr alt war, saß er an einem stillen Sonnenabend unter einer schattigten Linde, und dachte seinem vergangenen Leben nach. Seine Augen, die er oft dankbar gen Himmel richtete funkelten von Freude, indem er den köstlichen Gedanken dachte, daß er doch nicht vergebens auf der Welt gelebet habe; und bei jeder Erinnerung an irgend eine gute That, die er in seinen verflossenen Tagen verrichtet hatte, rolte die süßeste Freudenträne seine heitere Wange herab. Denn, o ihr guten Kinder, glaubt es erfahrneren Tugendfreunden, bis ihr es einst selbst aus eurer eigenen Erfahrung wist — sich edler Thaten bewust zu sein, ist der Seligkeiten gröste!

Indem er nun so da sas und dieser Seligkeit genos, kam sein ehrlicher Nachbar, Andreas Gutwil,

und

und lies sich bei ihm nider, um ein lehrreiches Gespräch mit ihm zu führen. „So lange ich euch nun kenne, „ lieber Nachbar, sagte er zu ihm, indem er seine „ Hand auf die Hand des Greises legte, habe ich euch „ noch niemals recht misvergnügt gesehen. Sagt mir „ doch, wie ihr das in aller Welt anfanget, daß ihr „ immer so ruhig seid, so in euch selbst vergnügt und so „ zufrieden? Das möchte ich um alles gern von euch „ lernen.„ Dazu kan Rath werden, wenn ihrs noch nicht wist, antwortete Ehrenreich, und sah ihm dabei freundlich in die Augen. Aber erst holt mir unsre Kleinen, eure und meine Kinder her, die da im hintern Garten ihr Spiel treiben. Es ist mir immer so wohl, wenn sie um mich sind; und ich wünschte, daß sie's auch hörten, wie mans anfangen muß, um glükselig zu sein.

Gutwil holte die Kleinen herbei. Sie hatten kaum gehört, daß Vater Ehrenreich mit ihnen plaudern wolle, als sie all ihr Spielzeug dahin warfen, in vollen Springen herbei eilten, und sich dem freundlichen Greis an Hals und Arme hingen. Da redete er sie mit folgenden Worten an:

Erstes Abendgespräch.

Von den Pflichten gegen sich selbst.

Kinder, Nachbar Gutwil wünscht von mir zu wissen, wie ichs angefangen habe, daß ich mein

ganzes Leben hindurch bis auf diese Stunde, fast immer vergnügt gewesen bin? Hättet ihr etwa Lust, das auch von mir zu hören? — Ach ja, lieber Vater, ach ja! riefen alle, wie mit einem Munde, indem sie freudig in die Hände klatschten. Und der Alte fuhr fort:

Ich werde nun nicht lange mehr leben, ihr guten Kinder; und wenn ich auch noch lange lebte, so werde ich doch nicht immer bei euch sein: denn ihr komt vielleicht in einigen Jahren der eine hier, der andere dorthin. Dan werdet ihr euch selbst überlassen sein, und seid ihr dan nicht klug und keine gute Menschen, so macht ihr euch gewiß selbst unglüklich; entweder krank oder arm, oder bei euren Nebenmenschen verhaßt, oder misvergnügt. Und was nüzt euch das alles auf der Welt?

Ihr wist, wie lieb ich euch habe. Wenn ich nun stürbe und sähe voraus, daß ihr einmal euch selbst unglüklich machen würdet, lieben Kinder, ich würde auf meinem Todtenbette mich nicht trösten lassen! (die Kinder konten bei diesen Worten sich des Weinens nicht enthalten) Doch ich weis, ihr werdet aus Vorsaz euren alten Vater nicht so betrüben wollen: aber damit ihr es auch nicht etwa aus Unwissenheit thun möget; so wil ich euch jezt alles sagen, was euch, wie ich glaube, so klug und zu so guten Menschen, und eben deswegen so glüklich machen kan, als nur immer möglich ist.

Nicht

Nicht wahr, meine lieben Kinder, ihr seyd schon alle manchmal krank gewesen? — Waret ihr gerne krank? Hättet ihr nicht lieber gesund sein mögen? Wenn ihr krank waret, schmekte euch kein Essen und kein Trinken; ihr mustet den ganzen Tag im Bette bleiben; wenn eure kleinen Freunde unter den Linden herum sprangen und spielten, und spaziren giengen, oder sich im Flusse badeten, oder sonst sich eine Lust machten: so war euch das alles verwehrt. Ihr fühltet bald hier, bald da Schmerzen. Ihr kontet des Nachts nicht schlafen, und alles, was ihr sehet, und höret, machts euch keine Freude mehr. Mögtet ihr noch einmal krank sein?

„O nein! riefen die Kinder; es ist viel besser, immer gesund zu sein.“

Ihr habt recht, fuhr der Vater fort. Aber jezt wist ihr kaum halb, was euch daran gelegen sein mus, recht gesund und stark zu sein. Ich habe, in meinen jüngern Jahren, einen guten Freund gehabt, der war sechs Jahre lang krank. Der arme Man hatte eine Frau und fünf Kinder, die noch jünger waren, als ihr. Seine Umstände, ehe er krank wurde, waren sehr blühend; denn er war ein angesehener Kaufman, der grosse Geschäfte machte. So lange er selbst seiner Handlung vorstand, hatte er überal Credit, und alle seine Unternehmungen gingen recht glüklich vonstatten. Allein, sobald er krank wurde, ging alles rükwärts. Er hatte einen Buchhalter, dem er nun alles überlassen muste. Der war nun zum Unglük ein böser Mensch: er

versäumte nicht nur seine Geschäfte, sondern bestal ihn überdis, und betrog auch andre unter dem Namen seines Herrn. Diesem Bösewicht ist es zwar freilich in seinem ganzen Leben nicht wohl gegangen: denn kein Mensch wolte etwas mit ihm zu schaffen haben, weil man wuste, daß er meinen Freund betrogen und bestohlen hatte. Aber mein Freund wurde doch in den vier ersten Jahren seiner Krankheit so arm, daß er alles verkaufen und seinen Handel aufgeben muste. Hätte er die Betrügereien seines Buchhalters eher gemerkt; oder hätte seine Frau, während seiner Krankheit, ein wachsameres Auge auf alles im Hause gehabt: so würde es so weit nicht mit ihm gekommen sein. Aber zum Unglük traucte er dem Menschen zu viel, ohne ihn vorher recht geprüft zu haben; und seine Frau war auch zu nachläßig. Endlich wurde es immer schlechter und schlechter mit ihm. Der Arzt, der ein mitleidiger Man war that zwar unentgeltlich sein möglichstes, um ihn zu retten! aber vergebens. Nachdem der arme Kranke sich noch ein Jahr lang gequält hatte: muste er endlich sterben. Und wist ihr, was ihm diese Krankheit zugezogen hatte? Er hatte einmal auf der Hochzeit eines seiner Freunde sich recht heiß getanzt, und da ihm die Hize beschwerlich fiel; so begieng er die Unvorsichtigkeit, sich bis aufs Hemde aufzuknöpfen, ans Fenster zu treten und ein Glas vol kaltes Wasser auszutrinken. Davon hatte er die Auszehrung bekommen, welche unheilbar ist.

Da er sonst ein recht guter Man war: so würde er sein Unglük mit Gelassenheit ertragen haben, und der Tod selbst würde ihm nicht schreklich gewesen sein; aber weil er wuste, daß er alles sein Leiden sich durch seine eigene Unvorsichtigkeit zugezogen hatte: so war er untröstbar darüber. Er fiel auf seinem Todtenbette fast immer in eine Art von Raserei, so oft er daran dachte, daß er nun, seiner Unvorsichtigkeit wegen, vier unschuldige Kinder, die er liebte, und die er hätte glüklich machen können, in einer so grossen Armuth hinterlassen muste, daß sie kaum ihre Leiber bedeken konten.

Ich sage, vier unschuldige Kinder: denn das fünfte hatte er während seiner Krankheit, ich weis nicht recht mehr wie, verloren. Nachbar, wist ihrs euch zu erinnern?

Ja wohl, versezte Gutwil, das war ja der heißhungrige Friz, dem seine gar zu grosse Gierigkeit das Leben kostete. Er hatte gebaknes Obst und Klöße, so heiß, und in solcher Menge hinunter geschlukt, daß er den Geist darüber aufgeben muste.

Recht, recht, sagte der alte Ehrenreich, jezt erinnere ichs mich. Es war ein Jammer anzusehen, wie der unglükliche Junge sich winden und krümmen muste, ehe er von der Welt kam. Sein armer Vater litte nicht wenig dabei, da er das aus seinem Bette mit ansehen muste.

Noch mehr Kummer aber verursachte ihm das Schiksal seiner Frau, der Mutter dieses Kindes. Ich habe euch schon gesagt, daß sie nicht aufmerksam genug auf ihr Hauswesen war; und das kam daher, ihr lieben Kinder! weil sie bei der Krankheit ihres Mannes, des Nachts nicht immer ihre Ruhe, und bei Tage nicht immer ihr ordentliches Essen haben konte; so gerieth sie auf den thörichten Einfal, den Mangel an beidem durch hizige Getränke ersezzen zu wollen. Anfangs nahm sie freilich nur ein weniges zu sich: aber, wie es immer zu geschehen pflegt, ihre Begierde wuchs mit jedem Tage. Kurz, sie gewöhnte nach und nach sich das Trinken so sehr an, daß sie fast nicht mehr leben konte, ohne berauscht zu sein. Dies trug nicht wenig zum Verderben der ganzen Familie bei. Die arme Kinder wurden ohne Aufsicht gelassen; der Buchhalter konte nun machen, was er wolte, weil ihm keiner mehr auf die Finger sah, und der unglükliche Vater kränkte sich vollends darüber zu Tode. Endlich muste sie selbst für ihr Vergehen büssen. Sie zog sich nämlich eine Lungenentzündung zu, an der sie jämmerlich sterben muste. Ich bin bei ihrem Tode zugegen gewesen, meine Kinder; aber ich kan euch nicht sagen, wie mir dabei zu Muthe war. Ich mag auch jezt nicht daran gedenken: denn wenn ichs thäte; wenn ich mir die Verzweiflung der sterbenden Frau, den Jammer ihres Mannes und das Winseln der armen unglüklichen Kinder wieder so recht lebhaft vorstellte; so würde ich nicht im Stande

sein,

sein, weiter zu reden. Gott bewahre einen jeden Menschen vor einem solchen Ende!

Hier hielt unser lieber Greis ein wenig ein, trocknete sich die Augen, und fuhr darauf fort!

Ihr seht, meine Lieben, welch grosses Elend daraus entstehen kan, wenn man nicht seine Gesundheit, so viel möglich, in Acht zu nehmen sucht. Hütet euch also vor allem, was euch krank machen kan. Oft ohne Hunger und Durst essen und trinken, zu viel essen, zu viel, sonderlich starke Getränke, trinken, gefährliche Spiele wagen, unvorsichtig an gefährlichen Oertern sein, das alles kan euch krank und elend machen.

Eben dieses kann auch die Faulheit thun. Nicht wahr, wenn ihr einmal zu lange geschlafen habt: so geht ihr verdrossen an eure Arbeit, und wenn ihr euch nicht bewegt habt, so schmekt euch das Essen und das Trinken lange nicht so gut, als wenn ihr recht herumgesprungen seid. Das ist schon der Anfang einer Krankheit. Führet ihr nun fort, immer so lange zu schlafen, und immer so zu faulenzen: so würde diese Krankheit von Tage zu Tage stärker werden. Ihr würdet immer verdrüßlich, und endlich zu allen Arbeiten, ja sogar zum Spielen, untüchtig sein.

Es giebt aber zwei Arten von Arbeiten, meine lieben Kinder, welche beide gleich nüzlich sind. Einige nennet man Hand-Arbeiten, weil man besonders die Hände dazu nöthig hat. Andere werden Kopf-Arbeiten

beiten genant, weil man sie mit dem Kopfe oder vielmehr mit der Sele verrichtet. Der fleißige Schuster zum Exempel, der euch eure Schuhe und Stiefel macht, verrichtet Hand-Arbeit, der Lehrer hingegen, der darüber nachsint, wie er gute und glükliche Menschen aus euch machen möge, arbeitet mit dem Kopfe. Beide Arten von Arbeiten sind uns Menschen nöthig, wenn wir an Sel und Leib gesund bleiben wollen. Wir müssen etwas mit den Händen arbeiten, oder solche Arbeiten verrichten, wobei der Leib beweget wird, sonst werden die Speisen, die wir genossen haben, nicht recht verdauet, und daraus entstehen allerlei Schwachheiten und Krankheiten. Wir müssen aber auch mit der Sele arbeiten, oder etwas nüzliches zu lernen suchen, sonst bleiben wir dum, können zu nichts in der Welt gebraucht werden, und gerathen endlich in Armut und Verachtung.

Ich habe einen Man gekant, dem es so gegangen ist. Dieser war von reichen Eltern geboren, welche zuweilen die Thorheit begiengen, ihrem Söhnchen zu sagen, daß sie viel, viel Geld für ihn gesammelt hätten, welches er haben solte; so bald er nur erst groß geworden wäre. Da dachte nun der junge Thor, daß er nicht nöthig habe, wie andere Menschen, zu arbeiten, oder etwas zu lernen, weil er künftig für sein Geld alles kaufen könne. Er gewöhnte sich daher an, bis Mittag zu schlafen, dann aß er, aber fast immer ohne Appetit; und wenn er gegessen hatte, so sezte

te

te er sich hin, und spielte bis um Mitternacht Karten, und dan schlief er wieder bis an den andern Mittag. Wenn er einmal ausser dem Hause etwas zu thun hatte: so ließ er sich immer fahren, und bei seinem Anzuge wurde er von vier bis fünf Leuten bedient. Nun, was geschah? Da er ohngefähr vier und zwanzig Jahr alt war, brach einmal zur Nachtzeit plözlich eine Feuersbrunst in seinem Hause aus, die so geschwind und heftig um sich grif, daß er kaum so viel Zeit behielt, im blossen Schlafrokke aus dem Fenster zu springen. In weniger, als einer Stunde, war sein ganzes Vermögen in Asche verwandelt. Da stand er nun, arm und hülflos, und wuste nicht, was er anfangen solte. Da er nichts gelernt hatte, wodurch er sein Brod hätte verdienen können, und sich schämte, an dem Orte zu betteln, wo er vorher so prächtig gelebt hatte; so ging er auf das Land, und wolte sich bei einem Bauer zum Knechte brauchen lassen, um nur sein Leben zu erhalten. Allein, wenn er eine halbe Stunde gearbeitet hatte, oder nur in das nächste Dorf gehen solte; so fiel er ohnmächtig nieder, und der Bauer sah bald, daß er ihn gar nicht brauchen könne, weil er so schwach war. Denn er hatte zwar Hände und Füsse, aber er konte fast nichts damit machen. Endlich blieb ihm nichts übrig, als sich an die Wege zu sezzen, und sein Brod von den Vorübergehenden zu erbetteln. Nehmt euch in Acht, Kinder, daß es euch nicht auch so gehe!

Und denkt nicht, daß das Arbeiten etwas beschwerliches sei: denn wenn man sich nur erst dazu gewöhnt hat, so findet man so viel Vergnügen daran, daß man gar nicht mehr ohne Arbeit leben mag. Aber der Müßiggang, das ist eine beschwerliche Sache. Dabei hat man immer lange Weile, und ist immer verdrüßlich und mürrisch. Und wenn wir dan gar nicht wissen, was wir thun sollen, so fangen wir gemeiniglich an, zu diesem oder jenem Lust zu bekommen. Wir essen ohne Hunger, und trinken ohne Durst, und machen uns auf diese Art immer unglüklich, krank und elend, meistens auch arm. Und dann hat kein Mensch mehr Mitleiden mit uns. Dann heißt es, der Müssiggänger könte so reich sein, als ich, wenn er etwas hätte thun wollen. Er verdient nicht, daß wir ihm helfen. O Kinder, die Arbeit mag so sauer sein, als sie wil, das ist noch zehnmal unerträglicher.

Ueberdem wird ja auch nicht verlangt, daß wir immer arbeiten solten. Das würde unser Körper nicht aushalten. Nein, Kinder, wir müssen uns auch zuweilen ein Vergnügen machen; das gehört mit zu Erhaltung unsrer Gesundheit. Spielt also, und seid lustig, wenn eure Arbeit gethan ist: nur vermeidet alle diejenige Ergözlichkeiten, bei denen eure Gesundheit, oder euer Leben in Gefahr gerathen könte. Ich habe es in meinem Leben oft gesehen, daß Kinder bei unvorsichtigen Spielen ihr Leben eingebüsset haben. Da war zum Exempel euer Pathe, Nachbar,

das

das kleine Kränzchen; ein munterer hübscher Junge: aber wie gings ihm? Da er einmal mit seinem Bruder allein auf dem Hofe war, wolte er ein Spiel daraus machen, wer von beiden wohl auf der Einfassung des Brunnens herumreiten könte. Kaum hatte er sich darauf zurechte gesezt, so überfiel ihn, indem er in den Brunnen hinab sah, ein plözlicher Schwindel, und plump! lag er unten im Wasser. Auf das Geschrei seines Bruders kamen zwar Leute herbei gelaufen die ihn retten wolten: aber er war schon zu Grund gegangen; und da man ihn endlich mit einem langen Haken wieder heraus fischte, war er schon ohne alle Rettung tod.

Der kam doch noch plözlich von der Welt, fiel hier der Nachbar Gutwil ein; aber des Kaufmans Diek sein Sohn, der wilde Ferdinand, der muste nochmehr für seine Wildheit büssen. Es besuchte eines Tages ein reisender Kaufman seinen Vater, und band sein Pferd drausen am Pfortenringe an. Kaum war er hinein getreten, husch! war mein Ferdinand da, und wolte sich der Gelegenheit zu Nuze machen, einmal auf einem Pferde zu sizzen. Weil es nahe an einer Treppe stund: so war es ihm ein leichtes, hinauf zu springen. Aber das Pferd, welches keinen fremden Reiter leiden wolte, fühlt ihn nicht sobald auf seinem Rükken, als es hinten und vornen in die Höhe sprang, und so lange sprang, bis er hinunter fiel. Im Fallen versezt es ihm noch einen Hufschlag auf die Brust, daß er wohl auf drei Schritte weit fort flog, und dann

für tod liegen blieb. Das klare Blut stürze ihm aus Mund und Nase, und alle hielten ihn für tod. Allein er kam nach einiger Zeit wieder zu sich selbst, und da ging seine Marter erst recht an. Der Schade, den er in der Brust gelitten hatte, war unheilbar; er muste unter grossen Schmerzen beständig Blut spukken, und so lebte er noch vier Wochen, ehe er seinen Geist aufgeben konte. Seit der Zeit habe ich es niemals leiden können, daß Kinder sich mit Pferden etwas zu schaffen machten.

Ihr habt recht, versezte Ehrenreich, es pflegt auch selten ohne Unheil abzugehen. Pferde sind nur für erwachsene Leute, welche sich darauf verstehn und sie zwingen können. Das merkt euch, ihr Kinder! überhaupt vermeidet alle Spiele, aus denen etwas Böses entstehen kan. Es giebt so viel erlaubte, unschädliche Spiele, die wir euch nach und nach lehren werden; warum woltet ihr grade auf solche fallen, wobei ihr euch oder euren Cameraden schaden könnet?

Noch ein Mittel muß ich euch sagen, das auch nicht wenig dazu beiträgt, euch gesund zu erhalten. Das ist die Reinlichkeit. Wenn ihr euch nicht fleissig waschet: so werden die Schweislöcher eurer Haut nach und nach so von Unreinigkeit verstopft, daß der Schweis nicht recht mehr durchdringen kann, und daraus entstehen viele, recht schmerzliche Krankheiten. Badet euch daher oft im Sommer, waschet euch oft im Winter. Laßt auch oft frische Luft in eure Stuben, und haltet darauf, daß eure Stube und Schlafkammer

im-

immer reinlich sei. Denn die Luft in einer unreinen Stube ist ein recht gefährliches Gift. Esset und trinket auch nichts, von dem man euch nicht gesagt hat, daß es gesund sei.

Nun, Kinder, wist ihr so ohngefähr, wie ihr es anfangen müst, daß ihr euren Körper nicht schlechter macht, als ihr ihn von Natur empfangen habt. Aber das würde euch allein nicht glüklich machen können. Denn es kan einer sehr gesund, und doch äußerst elend sein. Denn wisset, meine Lieben, daß in diesem euren sichtbaren Körper eine unsichtbare Sele wohnt, welche eigentlich dasienige ist, was in euch denket und empfindet, sich freuet oder betrübet, glüklich oder unglüklich ist. Wenn nun euer Leib auch noch so gesund und stark wäre, eure Sele aber wäre schwach und ungesund: so würdet ihr dennoch höchst unglükliche Menschen sein. Ich muß euch also auch noch dieses lehren, wie ihr eure Selen gesund und wohl erhalten könt. Gebt einmal Achtung, ob ihr mich auch recht verstehen werdet.

Die Gesundheit der Sele besteht darin, daß sie von vielen nüzlichen Dingen eine Kentnis hat, und rein von allen Lastern bleibt. Aber das ist euch noch zu hoch; ich wil sehen, ob ich es euch begreiflicher machen kan.

Ich sage: wenn die Sele sich wohl befinden sol; so mus sie zuerst sich allerlei nüzliche Einsichten zu

verschaffen suchen; das heist, sie mus allerlei Sachen lernen, welche ihr künftig Vergnügen machen können. Eine dumme Sele hat wenig Freude in der Welt, einer klugen, unterrichteten Sele hingegen, kan es nie an Gelegenheiten, sich zu ergözzen, fehlen. Das könte ich euch mit mehr, als einem, lebendigen Beispiele beweisen. Da ich noch auf der Schule war, hatte ich zwei Knaben zu meiner Stubengeselschaft, welche leibliche Brüder waren. Aber ungleicher müssen wohl niemals zwei Brüder einander gewesen sein, als diese. Der jüngste von ueiden war voller Weisbegierde; war immer aufmerksam in allen Schulstunden; wolte von aben Dingen, die er sah oder hörte, immer gern den Grund wissen, und vergaß oft Essen und Trinken, wenn er Gelegenheit hatte mit verständigen Leuten zu reden, von denen er etwas Gutes lernen konte. Der älteste hingegen war zum Lernen immer so träge! so unlustig! So lange die Schulstunden daureten, gähnte er fast ohne Unterlaß, oder spielte unterm Tische, und gab niemals Achtung auf das, was der Lehrer sagte. War die Schulstunde aus: so hatte er zu nichts Lust, als zu essen, zu trinken und zu schlafen. Nun was meint ihr wohl, was aus beiden geworden sei? Carl, so hieß der jüngste, wurde von Tag zu Tag klüger, beliebter, und glüklicher: sein Bruder, Jürgen, hingegen wurde immer einfältiger, immer unausstehlicher, immer unglüklicher. Wenn wir spazieren geführt wurden: so fand der wisbegierige Carl überal tausend Dinge, welche ihm Vergnügen mach-

machten, weil er alles genauer untersuchte. Bald betrachtete er eine Blume, oder einen Baum, und erinnerte sich dabei, was uns der Lehrer von dem Wachsthum der Pflanzen und der Bäume gesagt hatte. Bald sahe er den Himmel an, und freuete sich, zu wissen, was Luft und Wolken sind: wie der Regen, der Thau, die Winde entstehen, und was jedes für Nuzzen schaft. Bald sezte er sich unter einen schattigten Baum, und las uns eine angenehme Geschichte aus irgend einem Buche vor, welches er mit genommen hatte. Jürgen hingegen gieng seinen Gang immer mürrisch fort, und sah auf nichts, was um und neben ihm war: weil er von keiner Sache etwas gelernt hatte. Und weil er doch nicht ganz müssig sein konte; so suchte er gemeiniglich Gelegenheit zu zanken, bis wir ihn endlich, mit Erlaubnis der Lehrer, ganz aus unserer Gesellschaft ausschlossen, und nichts weiter mit ihm zu thun haben wolten. Und so sind beide ihr ganzes Leben hindurch geblieben. Jürgen war zu nichts in der Welt zu gebrauchen, wuste sich mit nichts zu beschäftigen, war daher immer verdrüßlich, und fiel sich und andern zur Last. Carl hingegen wurde ein geschikter, feiner Man, den man überal gern leiden mochte, weil er immer vergnügt war, und auch andere zu vergnügen wuste. Jürgen murrete sich zu Tode, ehe er noch dreissig Jahr alt geworden war; Carl aber lebt noch bis auf diese Stunde, und ist noch eben so munter, als ich, ohngeachtet er wohl zwei Jahre älter ist.

Ha! Nachbar, rief bei diesen Worten Gutwil aus, nun begreife ich schon zum Theil, woher es kömt, daß ich euch immer so vergnügt sehe. Das macht, ihr habt auch viel gelernt, und wist daher euch mit mehr Dingen zu belustigen, als wir andern Menschen.

Weil ihr es denn so findet, mein Lieber, antwortete Ehrenreich, so mus ich freilich gestehen, daß ich nicht halb so viel Vergnügen in meinem Leben würde gehabt haben, wenn ich in meiner Jugend weniger gelernt hätte. Aber das Lernen macht es doch allein nicht aus. Wenn unsere Sele gesund und glüklich sein sol: so müssen wir sie auch rein von allen Lastern zu bewahren suchen.

Laster, ihr lieben Kinder, nent man alles dasjenige, wodurch wir uns selbst oder andern Menschen Schaden zufügen. Der Ungehorsam zum Exempel, ist ein Laster, weil wir uns selbst am meisten dadurch schaden, wenn wir unsern Vorgesezten nicht gehorsam sind. Denn da thun wir nicht nur etwas, welches uns schädlich ist, oder unterlassen etwas, welches uns nüzlich wäre; sondern man hört auch auf, uns zu lieben, und wenn ein Kind von seinen Eltern oder Lehrern nicht mehr geliebt wird, so ist es schlim daran. Das Zanken, Schimpfen oder Schlagen ist auch ein Laster, weil wir uns und andern dardurch Misvergnügen machen; andern, weil niemand gern mit sich zanken, sich schimpfen oder schlagen läst; uns selbst aber, weil wir uns allerlei Verdrus dadurch zuziehen und dadurch machen, daß

nach-

nachher niemand gern mit uns umgehen will. Versteht ihr nun, was Laster sei? „O ja, lieber Vater, riefen „die Kinder; nun verstehen wir es wohl; Laster ist „dasjenige, wodurch wir uns oder andern Menschen „Schaden thun.„

Recht, meine Lieben; ihr habt wohl Achtung geben. Und wist ihr nun, wie man das Gegentheil vom Laster nent? Ich meine ein solches Betragen, wodurch wir uns und andere Menschen zufriedener oder glücklicher machen? das nent man Tugend.

Nun, Kinder, müst ihr mir, als einem alten Manne, der viel Erfahrung hat, auf mein Wort glauben, daß jede lasterhafte Handlung unsere Sele krank und elend, jede tugendhafte Handlung hingegen sie gesund, stark und frölich macht. Zum Theil könt ihr das nun schon aus eurer eigenen Erfahrung wissen. Denn, nicht wahr, wenn ihr etwas gethan habt, was euch verboten war, so ist euch nicht so wohl, als wenn ihr etwas Gutes gethan habt? Das ist schon ein Zeichen, daß eure Sele alsdann nicht recht gesund mehr ist. Führet ihr dann fort, etwas Böses zu thun, so würde das Uebel immer ärger; ihr würdet von Tage zu Tage immer unzufriedener mit euch selbst werden, und tausend Dinge, die euch jezt Vergnügen machen, würden aufhören, angenehm für euch zu sein.

Denn es verhält sich mit dieser Selenkrankheit gerade eben so, wie mit den Krankheiten unsers Leibes.

Das Uebel ist in beiden Fällen nicht mit einem male da, sondern es wächst langsam an, und wird erst nach und nach empfunden. Wenn wir z. E. etwas ungesundes gegessen haben: so empfinden wir anfangs noch gar keinen Schmerz davon. Nach einigen Stunden aber, vielleicht auch erst am folgenden Tage, stellen sich Bauchgrimmen und Kopfweh ein. Nähmen wir alsdann nicht sogleich Arzenei ein, oder begiengen wir gar die Thorheit, von der ungesunden Speise von neuem zu essen: so würde es immer schlimmer mit uns werden, bis die Krankheit endlich ganz unheilbar würde. Eben so geht es dem Menschen, der etwas Böses begeht. Anfangs spürt er vielleicht wenig oder gar kein Misvergnügen darüber in seiner Sele. Bereuet er aber seine That nicht alsobald, und zwar von ganzem Herzen; oder ist er gar so unverständig, dieselbe böse That noch einmal zu begehen: so erfolgt wahrlich über kurz oder lang großes Misvergnügen für ihn, und die Heilung seiner ungesunden Sele wird immer schwerer und mislicher.

Wenn z. E. jemand unter euch, welches Gott verhüten wolle, einmal neidisch würde über seinen Bruder, weil diesem etwas Gutes wiederführe, dessen er und die andern entbehren müsten; oder wenn jemanden unter euch von einem Andern etwas zuwider geschähe, und er darüber in Zorn geriethe: so würde er schon in dem Augenblikke, da er neidisch oder zornig wäre, nicht recht vergnügt sein. Wenn er indeß sein Unrecht sogleich erkente, seinen Bruder um Vergebung bäte, und sich künftig hütete, in eben dieselbe Schwachheit zu verfallen,

fallen, so würde der Schaden seiner Sele noch zu heilen sein. Aber wenn er, bei jeder ähnlichen Gelegenheit wieder von neuem neidisch oder zornig zu werden fortführe: so kan ich euch mit Gewisheit sagen, er würde Lebenslang ein unglüklicher Mensch sein.

Ich habe euch neulich die Geschichte von Cain erzählt. Wie ging es dem? Er war einige mal auf seinen guten Bruder Abel böse geworden, weil der liebe Gott und seine Eltern ihn, seiner Tugend wegen, vorzüglich lieb gewonnen hatten. Von der Zeit an, konte Cain fast keine vergnügte Stunde mehr auf Erden haben. Immer stand ihm das Glük seines Bruders vor Augen; immer ärgerte er sich darüber; immer suchte er Gelegenheit, mit ihm zu zanken, ohngeachtet Abel ihm niemals etwas zu Leide that. Ihr wist, wie weit seine Bosheit endlich gieng. Da der Zorn ihn zulezt wahnsinnig gemacht hatte, schlug er seinen unschuldigen Bruder mit einer Keule tod, und muste nachher, als ein verabscheuungswürdiger Böswicht, in der weiten Welt allein herumirren. Hätte ihm damals, als er das erste mal auf seinen Bruder böse wurde, jemand voraus gesagt, daß es einmal so weit mit ihm kommen würde: er würde es sicher nicht geglaubt haben. Aber so geht es immer, ihr lieben Kinder, wenn man dem Laster nicht gleich anfangs widersteht. Wehe uns, wenn es in unserm Herzen einmal Wurzel geschlagen hat? Dann gute Nacht, Besserung! Gute Nacht, Glükseligkeit! So wie ein Schnebal, der von einem Berge herab gewälzt wird, immer größer

wird, und immer schneller rollt, je weiter er herab läuft: so werden auch unsere bösen Begierden, je öfter wir sie befriedigen, und je älter wir werden, immer stärker, immer unwiderstehlicher. Also noch einmal, ihr guten Kinder, hütet euch vor jedem Anfang im Bösen, oder habt ihr ja einmal einen Fehler begangen, so hütet euch, ihn noch einmal zu begehen; sonst ist eure Tugend, und eure Glükseligkeit in Gefahr auf immer verloren zu gehen. O daß ich euch das mit goldenen Buchstaben in euer Herz schreiben könte!

Dadurch also, daß ihr auf alles, was euch gelehrt wird, fleissig achtet, und dadurch, daß ihr euch vor allen Lastern hütet, werdet ihr die Gesundheit und das Wohl eurer Sele befördern. Aber, Kinder, ihr habt auch einen Leib, der nicht allein gesund sein, sondern auch genährt und gepflegt zu sein verlanget. Ich glaube, ich brauche euch nicht zu sagen, daß es einem sehr beschwerlich fält, wenn man hungern, oder dursten muß, oder keine Kleider, kein Bett, oder keine Wohnung hat. Nicht wahr, das wist ihr alle schon lange? Woher bekomt ihr aber dies alles? Jezt, da ihr noch klein seid, sorgen eure Eltern dafür: aber wenn diese nun einmal tod sein werden, und auch sonst niemand mehr für euch sorgen wird; wo wolt ihr dann alles dasjenige hernehmen, was euch zu eurem Unterhalt und zu eurem Vergnügen nöthig ist? Ihr denkt vielleicht: unsere Eltern werden uns so viel Geld hinterlassen, daß wir immer genug zu leben haben. Aber, Kinder, das ist eine sehr misliche Hofnung: denn wenn eure Eltern

auch

auch noch so viel Geld hätten, so wist ihr nun schon, wie leicht sie darum kommen können. Und gesezt, daß sie euch auch noch so viel hinterließen: wie lange würde es dauren, wenn ihr nicht gelernt hättet, es zu Rathe zu halten? Das einzige sichere Mittel, ihr Kinder, sich vor Armut zu verwahren, ist, daß man sich seinen Unterhalt selbst zu erwerben, und das Erworbene sparsam gebrauchen lernt. Sparsamkeit, meine Lieben, ist eine nöthige Tugend: denn wer das Seinige nicht zu Rathe hält, und wäre er auch noch so reich, wird am Ende arm; und durch seine eigene Schuld arm geworden zu sein, das ist ein großes Unglük.

Einer, der ohne sein Verschulden in Dürftigkeit gerathen ist, findet immer mitleidige Freunde, die sich seiner annehmen. Einer, der von armen Eltern geboren ist, weis sich in seine Umstände zu schikken, weil er von Jugend auf daran gewöhnt wurde, und weil er gelernt hat, für andere zu arbeiten. Aber wenn man etwas gehabt hat, oder haben konte, und dann durch Verschwendung oder Nachläßigkeit, arm wird: so ist man wirklich schlim daran. Kein Mensch gibt dem gerne, der nicht zu betteln brauchte, wenn er gewolt hätte. Keiner nimt einen solchen Menschen auch gern in seine Dienste, und wenn er auch noch so geschikt wäre: denn man denkt immer, wer in seinen eigenen Sachen nachläßig oder verschwenderisch gewesen ist, der wird es gewis auch in fremden Sachen sein.

Wenn einer, der arm geboren oder durch Unglüksfälle dürftig geworden ist, nur sonst ein kluger

und

und guter Mensch ist: so wird er in manchem Fal höher geachtet, als der Reiche, der nicht so klug und nicht so gut ist. Man trauet ihm eher etwas an, man fragt ihn um Rath, und sucht seine Freundschaft, weil man, so arm er auch ist, doch durch seine Ehrlichkeit und durch seine Vernunft von ihm Nuzen ziehen kan. Aber der Dürftige, der sich selbst arm gemacht hat, da er sein gutes Auskommen hätte haben können, der ist überal verachtet und verhaßt; weil er selbst Schuld daran ist, daß er mit seinem Vermögen andern Menschen nicht mehr nuzen kan, und nun Anderen beschwerlich fält. Man traut ihm nichts an; weil man weis, wie schlecht er mit dem Seinigen gewirthschaftet hat. Man erwartet keinen guten Rath von ihm, weil er sich selbst so übel gerathen hat. Und da man ihn also zu nichts weiter brauchen kan, als wozu man ein Pferd, oder einen Ochsen, der gesunde Glieder hat, auch gebrauchet: so hält man ihn auch nicht viel besser. Seht, Kinder, so viel kömt darauf an, daß ihr das, was ihr habt, zu Rathe haltet.

Ich wil euch bei dieser Gelegenheit die Historie von einem sparsamen Knaben erzählen, der großes Glük machte, ohngeachtet er von Haus aus keinen Heller gehabt hatte. Zu London (ihr wist doch, wo diese Stadt liegt? hatte ein reicher Kaufmann ein blutarmes Kind, das keine Eltern mehr hatte, zu sich in sein Haus genommen. Weil der arme Junge, der Richard Whittington hies, noch so klein war, so konte er anfänglich zu nichts gebraucht werden. Man

ließ

ließ ihn daher nur so im Hause herum laufen. Und da machte er sich selbst ein Geschäft daraus, verlohrne Steknadeln und hingeworfenen Bindfaden aufzusuchen und sorgfältig zu verwahren. Wenn er dann ein Duzend Steknadeln, und eine Rolle Bindfaden gesammelt hatte; so brachte er beides seinem Herrn in die Schreibstube. Das gefiel dem Kaufman wohl; denn er sah daraus, daß der Junge haushältrisch und treu werden würde. Von der Zeit an, zog er sich mehr mit ihm ab, und gewan ihn lieb. Da nun eines Tages der Hausknecht junge Kazzen ersäufen wollte: bat der Knabe seinen Herrn, daß er ihm erlaubte, eine davon aufziehen zu dürfen, um sie nachher zu verkaufen. Es wurde ihm verwilliget; und nun futterte er das junge Käzgen, bis es gros geworden war. Nach einiger Zeit wollte der Kaufmann ein großes Schif mit Kaufmanswaren nach einem fremden Lande senden, um diese Waren alda zu verkaufen. Da er eben sehen wolte, ob alles ordentlich eingepakt sei, begegnete ihm der Knabe, der seine Kaze auf dem Arm trug. Richard, sagte er zu ihm, hast du nicht auch etwas mit zu schikken, was du verhandeln könntest? Ach, lieber Herr, antwortete der Knabe, Sie wissen ja wohl, daß ich arm bin, und nichts, als die Kaze, habe. Nun, so schikke deine Kaze mit, sagte der Kaufman; und der Junge lief mit ihm hin zum Schiffe, und sezte seine Kaze darauf. Das Schif segelte ab. Nach einigen Monaten kam es bei einem bisher noch nicht bekanten Lande an. Man stieg aus, und hörte, daß es von einem Könige beherscht würde. Da dieser erfuhr, daß

Fremde

Fremde angekommen wären, lies er einige davon zu sich fodern, und mit sich essen. Aber ohngeachtet Essen genug da war: so konnte man doch fast keinen Bissen genießen. Denn das ganze Zimmer wimmelte von Mäusen und Ratten, welche so dreist waren, daß sie Scharenweise auf dem Tische herum sprangen, sich der Speisen bemächtigten, und sogar den Gästen die Bissen aus der Hand holten. Man hatte kein Mittel ausfindig zu machen gewust, sich davon zu befreien, ohngeachtet der König demjenigen, der ein solches Mittel finden würde, ganze Tonnen Goldes zur Belohnung versprach. Da die Fremden dieses hörten, sagten sie dem Könige, daß sie ein Thier mit gebracht hätten, welches alle diese Mäuse und Ratten tödten würde; und holten darauf ihre Kaze her. Da hättet ihr sehen sollen, was für eine erstaunliche Niederlage diese unter den Mäusen anrichtete! In einer halben Stunde war im ganzen Zimmer keine einzige mehr zu sehen oder zu hören. Der König war darüber so froh, als wenn ihm einer ein ganzes Königreich geschenkt hätte; und weil er unermeßliche Reichthümer hatte, so gab er für die Kaze einige Tonnen Goldes hin. Das Schif eilte nun zurük. Wäre der Kaufman, dem es gehörte, ein Betrüger gewesen: so würde er das Gold für sich behalten und dem armen Richard nichts davon gesagt haben. Aber er war ein grund ehrlicher Man. Kaum hatte er gehört, wie viel Gold die Kaze eingebracht habe: so lies er den Knaben vor sich kommen, erzählte ihm sein Glük, und versicherte, daß alles ihm allein gehören solte. Er lies ihn darauf die Handlung lehren; und

da

da der junge Mensch fortfuhr, treu, fleißig und sparsam zu sein, so gab er ihm, da er erwachsen war, seine einzige Tochter zur Ehe, und sezte ihn zum Erben aller seiner Güter ein. Seht, Kinder, so machte Richard Whittington sein Glük durch frühzeitige Sparsamkeit! Denn ohngeachtet der Zufal das Mehreste dabei that: so war doch die Sparsamkeit des Knaben die erste Ursach von allem, was nachher erfolgte. Denn wäre er nicht haushälterisch gewesen, so würde er die Kaze nicht zum Verkauf aufgefuttert haben; und hätte er sich durch seine Sparsamkeit nicht die Liebe seines Herrn erworben, so würde dieser ihm vielleicht nicht erlaubt haben, das kleine Käzgen für sich zu haben. Und dann würde der glükliche Zufal auch nicht erfolgt sein.

Aber wie mus man es denn machen, wenn man sparsam sein wil? fragte Hänschen, der jüngste Sohn des alten Ehrenreichs.

Das wil ich dir sagen, mein Kind, antwortete sein Vater; sieh, Hänschen, die Sparsamkeit besteht darin, daß man alle seine Sachen gehörig in Acht nimt: daß man sie zwar braucht, wozu sie bestimt sind, aber sich hütet, sie zu verderben, oder zu verlieren, oder gegen Naschwerk zu vertauschen. Wenn ihr, zum Exempel, eure Kleider zwar anzieht, aber so viel möglich zu schonen sucht; wenn ihr in euren Büchern zwar fleißig leset, aber sie nicht beschmuzet oder zerreisset; wenn ihr alles, was ihr gebraucht habt, wieder an seine Stelle leget, damit es nicht verloren gehe; so

seid ihr sparsame Kinder. Ich sage: brauchet könt ihr alles, was euch gegeben ist, wenn ihr es nur dazu braucht, wozu man es euch gegeben hat. Denket nicht, daß die Sparsamkeit darin bestehe, daß man alles, was man hat, aufhebt und verschließt, ohne für sich und andere Menschen Gebrauch davon zu machen. Nein, liebe Kinder, das ist der Geiz, ein häßliches Laster, welches denjenigen, der davon angestekt ist, nicht glüklich sein läst. Denn der Geizige verliert nach und nach den Geschmak an allen unschuldigen Freuden; die ganze schöne Welt hat für ihn nichts Schönes, nichts Angenehmes mehr, als das Geld, welches er doch nicht zu gebrauchen Lust hat. Um dieses zu erwerben und zu sparen entzieht er sich Vieles, was zur Gesundheit, zum Vergnügen und zur Wohlanständigkeit erfodert wird. Für das himmlische Vergnügen, welches wahre Freundschaft gewährt, hat er keinen Sin. So wie er selbst nicht liebt, so lieben ihn auch Andre nicht. Er dient keinem seiner Nebenmenschen, als wenn er etwas dadurch verdienen kan; und deswegen dienen auch die andern Menschen ihm nicht gerne wieder. Daher kömt es dann zuweilen, daß der Geizige, gerade um seines Geizes willen, in Armuth und Elend geräth.

„Nun, das verstehe ich doch in der That selbst nicht recht, fiel hier der Nachbar Gutwil ein. Wie kan der Geiz jemals eine Ursache zur Armuth werden?„

Wie er das kan? Nun ich muß mich wohl erklären. Erinnert ihr euch noch wohl an den ehemaligen

ligen Wechsler Veit, der da unten auf der breiten Straße wohnte? Doch was woltet ihr euch nicht daran erinnern, da er erst seit fünf Jahren tod ist. Nun, war der in seinem Alter nicht so geizig, als man sein kan? War er vorher, ehe er so geizig wurde, durch die Erbschaft von seiner Großmutter nicht einer der reichsten Männer in der Stadt geworden? Und wurde er dem ohngeachtet zulezt nicht, als ein Bettler, begraben? Woher kam denn das?

„Ich wüste eben nicht, daß sonderbare Unglüksfälle schuld daran gewesen wären.„

Ich auch nicht; wohl aber weis ich, daß sein Geiz ihn arm gemacht habe. Und mit seinem geerbten Vermögen recht viel Geld auf einmal zu gewinnen, lies er sich zu gleicher Zeit in mannigfaltige große Handlungsgeschäfte ein. Dazu hätte er drei oder vier Kaufmansbedienten halten müssen, aber sein Geiz trieb ihn an, alles allein verrichten zu wollen; und weil er gleichwohl nicht mehr, als für einen Menschen, arbeiten konte: so muste er manches unordentlich machen, oder vernachläßigen, wovon er Schaden litte. Seinem Gesinde gab er so wenig Lohn und so schlechte Kost, daß sie, um ihr Leben zu erhalten, ihn bestehlen musten. Selbst seinem Viehe entzog er die nöthige Nahrung. Daher starb ihm eine Kuh nach der andern, ein Pferd nach dem andern ab. Dann wolte er sich die Hare aus dem Kopfe reissen, und prügelte, ohne Ursache, Knecht und Magd, wofür ihm von der

Obrigkeit eine Geldstrafe aufgelegt wurde. Sein Haus wurde baufällig. Mit wenigen Kosten hätte er es wieder herstellen können; allein auch diese reueten ihn, und am Ende fiel es gar zusammen. Kam ein Armer, und wolte eine Gabe von ihm haben: so wies er ihn ab; kam ein Nachbar, und wolte irgend ein Hausgeräth von ihm leihen: so glaubte er immer, daß es abgenüzt würde, und schlug es ihm ab, wenn es dem andern auch noch so nöthig war. Deswegen war ihm auch kein Mensch gut; kein Mensch wolte ihm wieder dienen, und wenn er irgend etwas von einem andern nöthig hatte, so muste er es allemal dreifach bezahlen. Zulezt wolte er alles selbst machen, sogar seine Kleider. um keinen Schneiderlohn bezahlen zu dürfen: darüber versäumte er noch mehr seine wichtigern Geschäfte und litte immer größern Schaden. Er selbst hatte sich nie recht sat gegessen; oft hatte er die ungesundesten Speisen genossen, weil sie ihm am wenigsten kosteten; darüber wurde er nach einiger Zeit krank und elend. Er hätte vielleicht wieder gesund werden können: aber der Arzt, und die Arzenei waren ihm zu theuer. Da er, nach einer langen Krankheit, bei der seine Umstände immer schlechter wurden, endlich starb, hinterlies er nichts als einen schwächlichen Sohn, ein eingefallenes Haus, einige zerlumpte Kleider, und den Namen eines niederträchtigen Geizhalses. Nun, hatte ich nicht recht, zu sagen, daß der Geiz ihn arm gemacht habe?

Hütet euch also, ihr Kinder, vor diesem Laster; gebt nicht mehr aus, als nöthig ist; aber auch nicht weniger.

weniger. Verkürzet niemals den Arbeitsleuten ihren wohlverdienten Lohn, und wenn ihr einmal selbst Bediente halten könt, so gebet ihnen so viel sie brauchen, um gesund zu bleiben, und nach ihrem Stande glüklich zu leben, damit sie nicht gezwungen werden, euch zu bestehlen. Wendet auf euren eigenen Leib, so viel als nöthig ist, um ihn gesund und stark zu erhalten. Geizt auch nicht an einem mäßigen Vergnügen für euch und eure Leute, noch an den Armen, wenn ihr im Stande seid, ihnen Gutes zu thun. Aber alles, was überflüßig ist, ist schädlich. Mehr Kleider und Hausgeräth, als ihr zu eurer Nothdurft, und der eingeführten Wohlanständigkeit gemäs, braucht; mehr Gesinde, als ihr nöthig habt, mehr Speisen, als der Mensch bedarf, um sat und vergnügt zu werden; mehr Vergnügungen, als erfodert werden, um sich zu neuen Arbeiten wieder geschikt zu machen: das alles verzehrt nach und nach euer Vermögen, und muß über kurz oder lang euch nothwendig unglüklich machen.

Jezt, ihr Lieben, da alles um uns ruht, müssen auch wir unsern Körper durch sanften Schlaf erquikken, um zu unsern morgenden Geschäften neue Kräfte zu sammeln. Morgen, wenn der Abendstern wieder am Himmel erscheint, wil ich fortfahren, euch zu lehren, was ihr noch mehr zu thun habt, um gut und glüklich zu werden.

Da wünschten sie sich einander eine gute Nacht, und giengen froh zu Bette.

Zweites Abendgespräch.

Von den Pflichten gegen Andere.

Die Sonne hatte am folgenden Tage noch nicht ganz ihren Lauf vollendet, als Gutwil mit seinen Kindern sich schon wieder unter der Linde einfand. Nicht lange hernach erschien auch, von seinen eigenen Kindern begleitet, der alte Ehrenreich mit derjenigen heitern Miene, welche ihm eigen war, und welche man nicht ansehn konte, ohne selbst vergnügt zu werden.

Meine lieben Kinder, sagte er, indem er sich nieder sezte und eins nach dem andern umarmte, was ich euch gestern gesagt habe, würde beinahe hinreichend sein, euch glüklich zu machen, wenn ihr für euch allein leben köntet. Aber die Welt ist für euch allein nicht gemacht. So gut, als ihr leben und glüklich sein wolt, so gut wollen es andere auch. Diese andere Menschen aber, mit denen ihr leben müst, sind nicht immer gute und kluge Menschen, und wenn sie auch noch so gut und klug sind, so sind sie doch immer Menschen. Ihr müst also lernen wie ihr es zu machen habt, daß ihr unter ihnen sicher und glüklich lebt, und daß sie selbst begierig werden, euch glüklich zu machen.

Für die Sicherheit ist nun wohl so ziemlich gesorgt. Es war einmal eine Zeit, Kinder, da man von keinem Könige und von keiner Obrigkeit etwas wuste. Jeder lebte, wie er wolte; jeder suchte sich

allein

allein so glüklich zu machen, als er es konte. Keiner bekümmerte sich um den andern, keiner hatte dem andern etwas zu befehlen, jeder that, was ihm gefiel, und hatte sich vor keiner Strafe zu fürchten. Das war doch wohl ein glüklicher Zustand; nicht wahr? — Nun, wir wollen hören, wie es weiter gieng. Jeder also, wie ich sagte, dachte nur an sich, und keiner lies sich einfallen, einem andern zu helfen. Fiel einem von ohngefähr sein Pferd in einen Graben, oder blieb einem der Wagen stekken, oder wurde einer krank unter Weges; so giengen die andern Leute alle vorbei, und thaten, als wenn ihnen das gar nichts angienge. Wenn nun derjenige, dem dieses begegnet war, sahe, daß einer von denjenigen, die ihn im Stiche gelassen hatten, auch in Noth gerieth, so wolte er ihm wieder nicht helfen, weil er ihm nicht geholfen hatte. Und so lies immer der eine den andern in der Noth stekken. Nun sind aber tausend Dinge in der Welt, die ein Mensch nicht allein machen kan. Ihr könt euch z. E. nicht allein eure Häuser bauen, eure Kleider machen: eure Speisen bereiten, euch schüzzen, wenn ein Stärkerer euch etwas zu leide thun wil. Da nun zu der Zeit jeder blos für sich sorgte: so war überal grosse Noth. Dabei gab es nun noch überdem böse Menschen, die andern das Ihrige nahmen, wenn sie stärker waren. Drei oder vier fielen über einen her, jagten ihn aus dem Hause! raubten seine Güter, und lebten von dem, was er mit seinem Schweis erworben hatte. Indessen muste er selbst betteln, weil er allein so vielen nicht widerstehen konte. So lebten die armen Menschen in der ersten Zeit. Immer in Furcht, und nie sicher, daß

nicht in den nächsten Augenblik einer kommen und sie aus dem Ihrigen vertrieben würde. Endlich traten einige kluge und gute Menschen zusammen, und machten mit einander aus, daß sie sich unter einander beistehen wolten. Da aber jeder, bald so, bald anders dachte, so konten sie nicht viel ausrichten. Sie halfen zwar einander, aber ohne Ordnung, ohne Vernunft. Der kam bald, der spät; der grif an, der nicht. Die bösen Menschen hatten meist die Oberhand, und waren schon im Besiz ihres Raubes, ehe noch die andern zusammen gekommen waren, die es ihnen verwehren wolten.

Da fielen die guten Menschen, welche sich verbunden hatten, einander beizustehen, endlich auf den Gedanken, daß sie einen unter sich erwählen, und ihm alle gehorchen wolten, wenn er zum Besten ihrer Gesellschaft etwas befehlen würde. Sie machten aus, daß jeder diesem Einen etwas zu seinem Unterhalt geben wolte, damit er für die algemeine Ruhe und Sicherheit, und für ihr Glük sorgen möchte. Daher sind die Könige und die Fürsten entstanden.

Der König gab nun fleißig Acht, wenn ein böser Mensch den guten etwas wegnehmen, oder zu leide thun wolte. Sobald er etwas merkte, gab er ein Zeichen, und auf dieses Zeichen kamen alle herbei und widerstunden dem Feinde. Kam einer oder der andere nicht, wenn er doch hätte kommen können: so stiesen

ihn

ihn die andern aus der Gesellschaft. Denn sie sagten: hätte der Feind dich angegriffen, so hätten wir alle kommen müssen, weil wir es versprochen hatten, und weil wir glaubten, daß du auch uns zu Hülfe kommen würdest. Wilst du nun nicht kommen, und uns helfen, so wollen wir dir auch nicht mehr beistehen.

Das daurete einige Zeit. Allein auch unter den guten Menschen, die sich auf diese Weise miteinander verbunden hatten, entstanden nach und nach allerlei Misverständnisse und Zänkereien, wodurch die Ruhe ihrer Gesellschaft unterbrochen wurde. Bald glaubte der Eine von dem Andern beleidiget zu sein, bald beschuldigte ein Dritter den Vierten, daß er ihm nicht gäbe, was Sein wäre; oder daß er ihm etwas verdorben, oder etwas Böses von ihm geredet habe. Da entstanden denn heftige Wortwechsel unter ihnen, die oft in Thätigkeiten übergiengen. Jeder wolte sich selbst Recht verschaffen, und suchte das Unrecht, welches er erlitten zu haben glaubte, selbst zu rächen. Darüber lebte die ganze Gesellschaft in grosser Unruhe und Unzufriedenheit. Die Klügsten unter ihnen kamen endlich zusammen, um sich zu berathschlagen, wie diesem Unfuge abgeholfen werden könne; und da wurde ausgemacht, daß keiner künftig sein eigener Richter sein, sondern daß der König alle Streitigkeiten untersuchen, und dann entscheiden solte, wer Recht habe. Die Aussprüche desselben solte sich dann jederr gefallen lassen, und wer das nicht thäte, den wolte man als einen Feind der ganzen Gesellschaft ansehen.

Dis geschah. Aber ihr könt leicht denken, daß der König dieses Geschäfte nicht lange allein besorgen konte. So viele Streitigkeiten, die nach und nach entstunden, hätte er allein nicht untersuchen und nicht schlichten können. Er las daher einige der Verständigsten unter den Uebrigen aus, die über alle streitige Sachen Untersuchungen anstellen, und in seinem Namen urtheilen solten. Seht, Kinder, so entstunden Obrigkeiten und Gerichte.

Aber auch unter diesen waren oft dumme, oder partheyische Leute, welche dem einen mehr, als dem andern gewogen waren, und daher bald so, bald anders urtheilten. Heute hatte der Recht, morgen ein anderer Unrecht, obgleich beide einerlei gethan hatten. Da der König dieses merkte: so schrieb er einem jeden vor, wie er in allen Fällen urtheilen solte: und daraus entstunden die Geseze.

Durch diese Geseze ward nun auch bestimt, was ein jeder thun und lassen solte. Eine sehr nüzliche Einrichtung! Denn auch die besten Menschen können nicht alles sehen, was ihnen und der ganzen Geselschaft gut ist. Hätte ein jeder das Recht, darüber zu urtheilen; so denket selbst, was daraus werden würde? Der würde sagen: ja, es ist gut; der, nein; der, es mus so sein; der, nein, so mus es sein; und am Ende würde immer nichts zu Stande kommen. Denn, viel Köpfe, viel Sinne. Geht es euch nicht oft so bei euren Spielen? Der eine sagt, wir wollen das spielen,

der

der andere jenes. Und wenn ihr lange genug darüber gestritten habt, so ist endlich die Zeit zum Spielen vorbei, oder ihr habt euch getrent, und jeder spielt nun für sich, welches lange nicht so angenehm ist, als wenn ihr zusammen spielt. So würde es auch in der Gesellschaft der Menschen gehen, wenn jeder nur so viel thun wolte, als er für gut hält. Es ist deswegen klug und gut, wenn nur einer oder nur wenige sagen, das ist gut, und wenn es die andern alsdann alle thun.

Nun dauerte die Gesellschaft wieder einige Zeit fort. Nach und nach aber entstanden in andern Gegenden noch mehr Gesellschaften, die oft dum, und nicht gut waren. Diese dummen Gesellschaften glaubten dann manchmal, daß sie sich glüklich machen könten, wenn sie die andern anfielen, und ihnen das Ihrige nähmen. Dadurch wurden die guten Gesellschaften oft beunruhiget. Sie musten ihre Arbeit und alles zurük lassen, um sich zu vertheidigen. Oft wurden sie mitten unter ihren Arbeiten überfallen, und konten sich also nicht wehren; oft, wenn sie sich auch wehren konten, wusten sie nicht, wie sie es jedesmal angreifen solten, denn in dem Lermen konten sie den König nicht immer hören und verstehen. Sie kamen also auf den Einfal, ein Theil von ihnen solte blos zum Schuz der Gesellschaft leben. Die solten wachen, wenn die andern arbeiteten oder schliefen; und wenn kein Feind vorhanden wäre; so solten sie inzwischen lernen, wie sie sich bei jedem Angrif und jedem Vorfalle gegen den Feind verhalten müsten. Daher sind die Soldaten entstanden.

Diese Leute hatten nun wenig Zeit, die Felder zu bestellen, oder andere Arbeit zu verrichten; und doch waren sie der Gesellschaft nüzlich. Es wurde daher beschlossen, daß jeder von den übrigen etwas von seinem Verdienst und von seinem Vermögen dazu hergeben solte, um diese zu erhalten. Dadurch verlohren jene zwar etwas, aber sie gewannen dafür auch dies, daß sie nun sicher und ruhig leben konten, und nicht alle Augenblik in Gefahr waren, an ihrer Arbeit gehindert zu werden. Nun, Kinder, wisset ihr, woher die Könige, oder Fürsten, die Gerichte, die Geseze, die Soldaten und die Abgaben entstanden sind: lernt nun auch, wie ihr es machen müst, daß euch alle diese Einrichtungen nicht schädlich, sondern vielmehr nüzlich werden.

Wenn unser König oder unser Fürst uns etwas befiehlt: so geschieht es fast immer zum Vortheil aller seiner Unterthanen. Wenn er Abgaben von uns verlangt, so werden sie zu unser aller Besten angewandt. Denn er mus Soldaten halten, die uns vertheidigen; er mus Gerichte unterhalten, welche uns gegen das Unrecht böser Menschen schüzen, er mus verständige Männer besolden, welche allerlei Mittel erfinden, wodurch seine Unterthanen immer glüklicher gemacht werden können; er mus weise Lehrer unterhalten, welche uns sagen, was wir zu thun und zu lassen haben, damit es uns wohl gehe. Zu dem allen braucht er Geld; und da dieses zu unserm Besten verwandt wird, so ist es billig, daß er es auch von uns nehme. Wir müssen ihm also geben, was er uns abfodern läst.

Aber wir müssen auch ihm, und allen, die in seinem Namen befehlen, Gehorsam leisten. Denn, da er allein dafür sorgt, daß alle sicher und zufrieden leben können, so kan er auch mit Recht verlangen, daß ein jeder dasjenige thut, was er ihm befehlen läßt, und wovon wir, seine Unterthanen, nicht so gut, als er, urtheilen können, ob es nöthig sei oder nicht? Uns kömt es daher nicht zu, zu fragen: warum unsere Obrigkeit uns dieses oder jenes befehlen lasse; denn das können wir nicht immer einsehen: unsere Pflicht ist, zu gehorchen. Last euch also, wenn ihr einmal groß geworden seid, nicht von denen verführen, die immer über den König und über die Gesetze klagen. Ihr wisset nur so viel, daß es euch mit glüklich macht, wenn die Gesellschaft, worin ihr lebet, glüklich ist. Wodurch aber die Gesellschaft glüklich werde, das wisset ihr nicht; das müsset ihr also denen überlassen, die es wissen, und die dazu bestelt sind, es euch anzugeben.

Ueberhaupt, ihr lieben Kinder, ist der Gehorsam gegen diejenigen, welche uns zu befehlen haben, es sei unser König, unser Herr, unsere Eltern, oder unsere Lehrer, eine unserer unverletzlichen Pflichten. Denn der Ungehorsam macht uns gewis unglüklich. Ich habe euch Kindern z. E. erlaubt, auf dem Hofe, im Garten, und unter den Linden herum zu spielen, so viel ihr wolt. Aber ich habe euch auch zugleich verboten, bei den Brunnen zu gehen, der auf dem Hof ist. Ueberträtet ihr nun diesen meinen Befehl: so würdet

ihr

ihr euer Leben in Gefahr sezen; oder, wenn ihr auch das eine mal glüklich davon kämet, so würde es doch mit allen euren künftigen Vergnügungen auf einmal aus sein. Denn weil ich euch liebe, und gern verhindern möchte, daß ihr nicht zu Schaden komt: so durfte ich euch von dem Augenblike an, daß ihr ungehorsam gewesen wäret, nicht mehr erlauben, auf den Hof, und von da in den Garten oder unter die Linden zu gehen, weil ich mich auf euren Gehorsam nicht mehr verlassen könte, und immer besorgen müste, daß ihr wieder bei dem Brunnen gienget. Anstat also, daß ihr iezt, so oft eure Schulstunden aus sind, euch hier unterm freiem Himmel so manches Vergnügen machen könt, müstet ihr, so oft ich nicht Zeit hätte, selbst mit euch hinaus zu gehen, euch gefallen lassen, in einer engen Stuben zu sizzen, und lange Weile zu haben. Und würdet ihr dabei wohl vergnügt seyn können?

Hütet euch also vor Ungehorsam, es sei worin es wolle; es sei gegen mich, oder gegen eure Lehrer; gegen eure künftige Herrn, oder gegen eure Obrigkeit. Denn alles, was euch von allen diesen befohlen oder verboten wird, wird euch deswegen verboten oder befohlen, weil ihr und andere Menschen sonst nicht glüklich werden könntet.

So ist uns z. E. verboten, jemanden Schmerz zu verursachen, es sei auf welche Weise es wolle, und es ist das Gesez gegeben worden: wer aus thörigtem Scherz, oder aus strafbarer Unvorsichtigkeit, oder

gar

gar aus Zorn und Bosheit einem andern Schmerz verursacht, der wird durch Schmerz gestraft werden. Nach diesem Gesetze wird derjenige, der jemanden schlägt, wieder geschlagen; derjenige, der jemanden tödtet, wieder getödtet: und glaubt ihr, Kinder, daß es gut wäre, wenn man dis Gesez uns nicht gegeben hätte? Wir wollen einmal sehen.

Weist du noch, mein lieber Wilhelm, (so hies der sechsjährige Sohn des alten Ehrenreichs) wie dich neulich der grosse Bube mishandeln wolte, da du allein nach der Schule giengest? Wie war doch das: erzähle es uns.

„ Ich hatte ihm nichts gethan, lieber Vater; da kam er auf einmal hergelaufen, und wolte mir den Zwiebak wegnehmen, den mir Mutter gegeben hatte; und da sagte ich, er solte das bleiben lassen, es wäre mein Zwiebak, und da wolte er mich schlagen, wenn ich ihm nicht gleich den Zwiebak gäbe. „

Konntest du dann dich nicht wehren, mein lieber Sohn?

„ Ach, mein Vater; es ist ja schon so ein grosser Junge, daß er mich leicht zwingen kan.

Wie machtest du es denn, daß er dich mit Frieden lassen muste?

„ Da er schon den Stok in die Höhe hub, um mich zu schlagen, sagte ich, er solte es nur thun, aber ich wolte es dem Conrector sagen, so würde er wieder

Schlä-

Schläge kriegen. „Da lies er es sein, und ich behielt meinen Zwiebak.„

Siehst du nun, mein Sohn, fuhr hierauf Ehrenreich fort, wie gut das Gesez ist, daß derjenige, der andern Schmerz verursachet, wieder Schmerz leiden mus. Wäre dieses Gesez nicht gewesen: so würde der grosse Junge dir deinen Zwiebak genommen, und wohl noch oben drein dich geprügelt haben. Aber so fürchtete er sich vor der Strafe, und lies es bleiben.

Seht, Kinder, so ist es überal in der Welt. Daß wir sicher auf der Strasse gehen, sicher unsere Geschäfte verrichten, und ruhig schlafen dürfen, das haben wir lediglich diesem Geseze zu verdanken. Wäre es nicht gegeben worden: so würde kein Mensch einen Augenblik seines Lebens sicher sein. Der Stärkere würde den Schwächern, wo er ihn fände, überfallen, ihm das Seinige rauben, ihn mishandeln, und wohl gar tod schlagen. Besonders würdet ihr armen Kinder recht übel daran sein, weil ihr euch noch nicht wehren könt. Man würde euch alles nehmen, was ihr habt, man würde euch beständig näken, vexiren und schlagen; und wenn man wolte, würde man euch tödten, ohne daß ein Hahn darnach krähete. Ihr seht also, wie gut es für euch ist, daß man diese Verordnung gegeben hat, und wie gern ihr sie befolgen müsset, wenn ihr euch nicht selbst unglüklich machen wolt. Danket also demjenigen, der dis weise Gesez gegeben hat, und hütet euch, es zu übertreten; und

wenns

wenns auch nur im Spas wäre. Denn aus Spas kan leicht Ernst werden, und man hat wohl eher gesehen, daß Leute, die damit anfingen, sich aus Scherz zu schlagen, am Ende Mörder wurden. So gieng es dem jungen Menschen, der hier vor sechs Jahren enthauptet wurde. Er wohnte mit einem andern Jüngling auf einer Stube. Eines Tages, da er müssig war, fieng er vor langer Weile an, sich mit seinem Freunde zu näkken; aus dem Näkken wurden scherzhafte Schläge; und aus diesen eine ernsthafte Schlägerei. Unglüklicher Weise traf er seinen Freund mit einem knotigten Stokke in die Schläfe, daß er tod zu Boden fiel. Er wolte entfliehen: aber die Gerichtsdiener holten ihn ein, und er muste mit seinem Leben bezahlen. Denn, sagten die Richter wer Menschenblut vergiest, dessen Blut mus wieder vergossen werden.

Mit dem Diebstahle ist es eben so beschaffen. Wäre das Stehlen nicht verboten: Himmel! wie würde es da wieder in der Welt hergehen! Kein Mensch würde etwas mit Sicherheit besizen; kein Mensch, der etwas hätte, würde einen Augenblik ruhig sein können. Es ist daher auch ein weises Gesez, welches befiehlt, daß derjenige, der einem andern Schaden zufügt oder ihm etwas entwendet, nicht nur den Schaden oder das Entwendete wieder ersezen, sondern auch noch über dem eine schimpfliche oder peinliche Strafe leiden mus, damit sich andere Menschen daran spiegeln mögen. Nun können wir so ziemlich unbesorgt sein, weil unser Eigenthum durch die-

dieses Gesetz gesichert ist. Denn die Strafe, welche auf den Diebstahl folgt, ist so groß, daß keiner, der nicht ein sehr abgehärteter Bösewicht ist, sich leicht gelüsten läst, jemanden etwas zu entwenden. Denn ein erkanter und überführter Dieb wird von der Obrigkeit mit Gefängnis, oder gar am Leben gestraft, und wenn er nicht überwiesen werden kan, aber doch in dem Verdacht der Dieberei bleibt: so wird er von allen Menschen gehast und verachtet. Niemand läst ihn gern in sein Haus, niemand gern in seinen Garten oder auf sein Feld gehen. Kan man es nicht verwehren, so schliest man alles vor ihm zu: man hat immer die Augen auf ihm, man schickt ihm Leute nach, welche zusehen müssen, daß er nichts mit nehme. Will er etwas von andern leihen: so traut es ihm kein Mensch an, wenn er es auch noch so gewis wieder zu geben verspräche. Befällt ihm ein Unglük, so hat niemand Mitleiden mit ihm; wird er dürftig, so getrauet sich niemand, ihn aufzunehmen, und gemeiniglich wird ein solcher Mensch arm und elend.

Auch in Ansehung dieses Lasters, ihr lieben Kinder, müst ihr euch vor dem Anfange hüten. Niemand wird gleich auf einmal ein Dieb im Grossen. Gemeiniglich fängt man mit kleinen Betrügereien an. Dann erlaubt man sich allerlei Naschereien, und wenn einem das auch erst zur Gewohnheit geworden ist, so wird man endlich ein wirklicher Dieb: erst im Kleinen, dann im Grossen.

Wist ihr noch die Geschichte von dem Diebe, der eben, da er gehangen werden solte, seiner Mutter ins Ohr bis? Ich habe sie euch neulich erzählt; wer hat sie behalten?

Ich, ich, rief der kleine Wilhelm, und fieng folgende Erzahlung an:

Es war einmal ein Dieb, der solte gehangen werden. Da er schon unter dem Galgen war, sah er seine Mutter, die erbärmlich weinte. Da sagte er zu dem Scharfrichter; er möchte ihm doch erlauben, erst noch ein Wort mit seiner Mutter zu sprechen; und der Scharfrichter sagte, das könte er thun. Da gieng er hin zu seiner Mutter, und that, als wenn er ihr was ins Ohr sagen wolte, und da biß er ihr auf einmal so gewaltig ins Ohr, daß die alte Frau laut zu schreien anfieng. Da sagten alle Leute, die zugegen waren, das mus doch wohl ein rechter Bösewicht sein, daß er so kurz vor seinem Tode noch seiner Mutter ins Ohr beissen kan. Aber der Dieb antwortete: ihr lieben Leute, wundert euch nicht darüber! Wisset nur, daß diese meine Mutter die Ursache meiner Schande und meines Todes ist. Da ich noch ein Kind war, gewöhnte ich mir das Naschen an, und meine Mutter strafte mich nicht darüber. Da ich in die Schule gieng, stahl ich meinen Schulcameraden die Fibeln, und wenn ich nach Hause kam, freuete sie sich darüber und verkaufte die Fibeln. Das machte, daß ich immer mehr Lust zum Stehlen kriegte, bis ich endlich ein

grosser Dieb wurde. Hätte meine Mutter mich gleich anfangs bestraft; so würde es nicht so weit mit mir gekommen sein. Deswegen biß ich ihr ins Ohr, um — um — wie wars doch weiter, lieber Vater;

„Nun, Wilhelm, sagte sein Vater, um ihr auf eine empfindliche Weise zu erkennen zu geben, daß sie die Ursache seines Todes sei. „Seht, Kinder, so geht es immer: Mit kleinen Lastern fängt man an, mit grossen hört man auf! Hütet euch also vor kleinen Betrügereien, vor jedem kleinen Diebstahl, und wenn er auch nur eine Stecknadel beträfe; so werdet ihr nie in Versuchung gerathen, grössere zu begehen.

Denn im Grunde ist jede Art von Betrügerei, und wenn sie auch noch so klein wäre, schon ein wirklicher Diebstahl. Und wenn sie auch von der Obrigkeit nicht allemal so strenge bestraft wird: so macht sie doch den Betrüger gewis eben so unglüklich, als die Dieberei den Dieb. Wenn einer, zum Exempel, etwas kauft, und zahlt nicht das versprochene Geld dafür; oder etwas borget, und gibt es nicht zurük: so wil ihm nachher kein Mensch mehr etwas verkaufen, kein Mensch wehr etwas borgen. Und würdet ihrs nicht selbst so machen? Wenn ihr einem einen Rok oder euren Hut geliehen hättet, und er gäbe ihn euch nicht wieder, würdet ihr ihm noch einmal etwas leihen? Mehr als einmal läst man sich nicht betrügen. Ein Mensch, welcher einmal betrogen hat, ist daher eben so schlim daran, als ein Dieb; er wird eben so

sehr

sehr gehast und gefürchtet; man wil eben so wenig mit ihm zu thun haben; und wenn er dann in Noth geräth; so nimt sich seiner eben so wenig iemand an. Das hat man an dem Buchhalter meines seligen Freundes gesehen, von dem ich euch gestern erzählt habe. Da dieser böse Mensch sich durch seine Betrügereien Geld genug gesammelt hatte; so wolte er eine eigene Handlung für sich anlegen. Er kaufte daher so viel Waren ein, als er für sein Geld erhalten konte. Nun bekömt aber ein Kaufman nicht immer bares Geld für seine Waren, sondern er mus oft den Leuten etwas borgen, und hat daher auch selbst Credit nöthig, wenn er wieder neue Waren einkaufen wil. Diesem betrügerischen Menschen aber wolte keiner etwas verkaufen, wenn er nicht bares Geld zeigte, weil jeder besorgte, von ihm betrogen zu werden. Da er nun sein eigenes Geld verborgt hatte, und keiner ihm etwas leihen wolte: so muste er seine Handlung von Tag zu Tage kleiner machen; und weil er zugleich von dem Gelde, welches er täglich lösete, leben muste: so gieng sein ganzes Vermögen in zwei Jahren gänzlich darauf. Und da war keiner, der sich seiner annahm, weil er von allen gehast wurde. Da er sich nun des Bettelns schämte, so wolte er sich durch Stehlen ernähren. Allein er wurde bald entdekt, weil jeder auf ihn Acht gab, und der Richter erkante ihm die Strafe zu, daß er eine schwere Kette an der einen Hand und dem einen Fusse tragen, und so Zeitlebens in der Karre schieben solte, damit er keinen mehr betriegen oder bestehlen könte. So, oder auf eine ähnliche Weise, pflegt es den Betrügern am Ende immer zu gehen.

Aber nicht allein bei dem Handel, sondern auch in eurem ganzen Umgange mit allen Menschen, müst ihr wahrhaftig und aufrichtig sein, sonst würdet ihr den Has der ganzen Welt zuziehen. Die Menschen können die Absichten und Gedanken ihrer Nebenmenschen nicht errathen, sie müssen sich alsö auf das verlassen, was ihnen gesagt wird. Sagt man uns nun die Wahrheit nicht: So thun wir allerlei Dinge, die uns Schaden bringen. Deswegen sind die Menschen von je her den Lügnern so feind gewesen. Der erste Schaden, den ein Lügner hat, ist der, daß man ihm niemals wieder glaubt, auch wenn er wirklich die Wahrheit sagt. So gieng es dem kleinen Martin, der sich sehr schlim dabei befand. Es hatte sich einige male eine boshafte Freude daraus gemacht, die Nachbaren anzuführen, indem er auf der Strasse auf einmal ein klägliches Geschrei erhob, als wenn ihm, ich weis nicht was für Leid geschähe. Wenn dann die Nachbaren ihm zur Hülfe kamen, so lachte er sie aus, daß sie sich so von ihm hätten anführen lassen. Einstmals, da er wieder auf der Strasse spielte, kam auf einmal ein toller Hund auf ihn zugelaufen. Martin, der weder fliehen, noch sich vertheidigen konte, fieng an, aus Leibeskräften zu schreien: Hülfe! Hülfe! Die Nachbarn hörten es; aber sie dachten, daß er sie wieder anführen wolte, und kamen ihm nicht zu Hülfe. Da fiel der tolle Hund über ihn her und biß ihn tod. Das hatte er also von seinen Lügen.

Hierzu

Hierzu kömt noch dis, daß ein Lügner gemeiniglich sein ganzes Leben hindurch ein schlechter Mensch bleibt, und fast niemals gebessert werden kan. Ein Kind mag noch so viel andere Untugenden angenommen haben: es sei nur aufrichtig, so hats keine Noth; durch verständiger Leute Rath kan ihm noch geholfen werden, wenns nur immer offenherzig gesteht, was es begangen hat. Sucht es sich aber zu verstellen; sucht es seine Fehler, stat sie zu gestehn, geheim zu halten und zu beschönigen: so ist Hopfen und Malz an ihm verloren. Denn es ist mit unsern Untugenden, ihr lieben Kinder, wie mit unsern Krankheiten. Wenn ein Kranker seinen Arzt belügt, ihm nicht alles, was ihm fehlt, offenherzig bekent: so kan dieser ihm nicht die rechte Arznei verschreiben, und dann mus es immer schlechter mit ihm werden. So, wenn ein Kind seinen Fehler zu verbergen sucht, so können verständige Leute ihm nicht rathen, was es thun müsse, um sich dieser Fehler wieder abzugewöhnen. Dann mus ein solches Kind nothwendig immer lasterhafter werden, bis es endlich ein volkommener Böswicht wird. Aufrichtigkeit ist daher die gröste und nothwendigste Tugend eines Kindes, so wie das Lügen unter allen das gefährlichste Laster ist, worin es verfallen kan.

Ihr habt recht, lieber Nachbar, sagte hierauf Gutwil, das Lügen ist ein garstiges Laster. Aber solte es nicht zuweilen Fälle geben, wo man aus gutem Herzen die Wahrheit verschweigen mus! Seht, ich mus es euch nur gestehn, ich habe erst gestern eine Unwahr-

heit gesagt, über die ich mir aber auch heute noch kein Gewissen machen kan, weil ich noch immer glaube, daß ich dazu verbunden war. Ich gieng gestern Abend ein wenig ins Feld, nach dem Amthofe hin. Unterwegs traf ich einen armen reisenden Alten an, der schon vier Meilen gegangen war, und noch nach dem nächsten Flekken wolte, wo sein einziger Sohn, wie man ihm gesagt hatte, sehr schwerlich krank darnieder lag. Seine matten Glieder zitterten, und er muste sich oft niedersezen, weil er vor Entkräftung ohnmächtig wurde. Dennoch wolte er nicht eher ruhen noch rasten, bis er seinen armen Sohn gesehen hätte. Indem wir so giengen, kam ein Fußsteig, der quer über den Akker lief. Solte ich wohl da gehen dürfen, fragte mich der ehrliche Alte? Das würde mir meinen Weg um eine gute Viertelstunde verkürzen. Warum nicht? antwortete ich ihm; der Weg ist ja genug betreten; ihr könt weiter keinen Schaden darauf thun. Es ist ja auch überdem hier kein Warnungszeichen aufgesteckt. Der Alte glaubte mir, und schlug, auf seinen Stab gebükt den Fussteig ein; ich aber verfolgte den Weg. Nach einer guten Weile, da ich auf eine Anhöhe gekommen war, sahe ich mich nach ihm um, und, guter Gott! was muste ich da erblikken! Ich sahe, daß er von einem unmenschlichen Kerl, der ihn mit Gewalt fortschleppen wolte, erbärmlich geschlagen wurde. Mein Blut kochte; ich eilte, was ich konte, ihm zu Hülfe zu kommen. Aber ehe ich die Hälfte des Weges zurük gelegt hatte, sahe ich, daß der Unmensch von dem Alten ablies, und nach dem

Vor-

Vorwerke lief, um, wie ich nachher erfuhr, Leute herbei zu rufen, welche den armen Greis ins Hundeloch schleppen sollten. Dieser rettete sich indes durch die Flucht in den nahgelegenen Wald. Indem ich ihm nachlief, kam der Unmensch mit seinen Helfershelfern zurük, und fragte mich, wo der Alte hingegangen sei? Dort hin, rief ich, und zeigte nach der entgegengesezten Seite des Waldes, wo ich wohl wuste, daß sie ihn nicht finden würden. Ich selbst aber eilte ihm nach; fand ihn äusserst bekümmert und kraftlos, bot ihm meinen Arm zur Unterstüzung an, und begleitete ihn so bis an den Ort, wo er hin wolte. Nun sagt mir, Nachbar, habe ich Unrecht daran gethan, daß ich den Kerlen nicht die Wahrheit sagte?

Behüte Gott! erwiederte Ehrenreich; wie hättet ihr Unrecht daran thun können, da ihr blos verhütetet, daß dem armen Greise nicht noch grösseres Unrecht geschahe! In solchen Fällen ist es nicht blos erlaubt, sondern auch Pflicht, die Wahrheit zu verschweigen. Lügen heist, zu anderer Leute Schaden, oder wider seine Pflicht eine Unwahrheit reden. Wenn uns also keine Pflicht antreibt, die Wahrheit zu gestehen, das heist, wenn niemand, der ein Recht dazu hat, uns dazu auffodert, und wenn wir überhaupt sehen, daß die Wahrheit einem andern schaden, und niemanden nüzen würde: so sind wir verbunden, sie zu verschweigen, und dann verdient dis Verschweigen nicht, eine Lüge genant zu werden.

Ein solches Recht aber, ein Geständnis der Wahrheit von uns zu fodern, haben unsere Eltern, unsere Lehrer, und unsere Obrigkeiten. Sobald daher diese etwas von uns zu wissen verlangen, so sind wir allemal verpflichtet, die reine Wahrheit zu sagen. Denn diese fragen blos deswegen darnach, um dafür sorgen zu können, daß kein Unrecht geschehe. Sagt man also diesen seinen Obern und Vorgesezten eine Unwahrheit: so wird man mit Recht dafür bestraft und gehaßt, welches auch niemals auszubleiben pflegt.

Wenn es nun lauter vernünftige Menschen gäbe, so wären die unausbleiblichen bösen Folgen der Lügen, die ich euch jezt beschrieben habe, hinreichend, einen jeden davon abzuschrekken. Aber, so wie es viele Leute giebt, die dum genug sind, sich voll zu trinken, ob sie gleich wissen, daß sie dadurch krank und elend werden: so hat es auch oft Leute gegeben, die die Unwahrheit sprachen, ob sie gleich wusten, daß sie alle Treue und Glauben verlieren, und wenn es heraus käme, überal würden gehaßt und verfolgt werden. Diese Leute waren desto eher geneigt zum Lügen, weil sie so schwer zu überführen waren. Denn wer kan immer erforschen, was der andere denkt? Indessen war doch allen daran gelegen, daß man ein Mittel fände, wodurch man diese Leute bewegen möchte, die Wahrheit zu sagen. Das beste Mittel schien der Eid. Gebt Acht, Kinder, ich will euch dis Wort erklären.

Ihr müßt wissen, daß die Menschen von je her geglaubt, und gewis gewust haben, daß Gott alles, sogar die Gedanken der Menschen weis; daß er alles thun kan, was ihm gefält, und daß er alles Böse verabscheut und strafet. Auch wir, eure Väter, und alle andere vernünftige Menschen sind von dieser Wahrheit überzeugt. Wenn nun jemand etwas, als wahr, angibt, und man sonst nicht erfahren kan, ob es sich wirklich so verhalte; so sagen die Richter zu ihm: „Siehe, wir wissen nicht, ob du Wahrheit sa„gest oder Lügen. Wüsten wir es, so würden wir „dich wohl strafen, wenn du lügest; an unserer Statt „aber wird es Gott thun: denn Gott liebet die Wahr„heit, und hasset und bestrafet die Lügen.“ Dieses sagen sie, und um gewisser zu sein, daß der, welcher etwas für wahr angibt, auch so denke, lassen sie ihn eben das auch sagen, und das heißt man einen Eid. So oft also einer einen Eid schwört, so bekent er öffentlich, er glaube, daß Gott alles wisse, was er denke, und daß Gott ihn strafen werde, wenn er die Unwahrheit sage. Wenn nun jemand einen falschen Eid schwört, das heist, wenn er Gott zum Zeugen einer Unwahrheit anruft: so gibt er dadurch zu erkennen, daß nichts auf der Welt ist, das er noch achtet, wenn er seinen Vortheil sieht, und daß er durch nichts, weder durch Menschen, noch selbst durch Gott, kan abgehalten werden, allen Menschen zu schaden, wo er Gelegenheit dazu findet. Einen solchen Menschen, Kinder, sieht man an, wie den Wolf, der nur vom Raube leben kan. Man hält sich eher nicht sicher vor ihm, bis er von der

Erde ausgerottet ist, und überläßt ihn dann dem Gott, dessen Strafen er gering geachtet. —

Einen Eid zu schwören, ist daher eine Sache von der äussersten Wichtigkeit, wozu wir nie anders, als mit der gröſten Ueberlegung, und nur dann schreiten müssen, wenn es uns zur Pflicht gemacht wird. Wer leichtsinnig, und ohne dazu verpflichtet zu sein, schwöret, der gibt dadurch zu erkennen, daß er ein Mensch sei, dem man nicht auf sein bloſſes Wort glauben dürfe; und einem solchen Menschen glaubt man gemeiniglich auch dann nicht, wenn er eine Betheurung hinzu fügt. Denn man denkt, wer sich kein Gewissen daraus macht, zu lügen, wenn er nicht dabei geschworen hat, der wird sich auch kein Gewissen daraus machen, seine Lügen mit Eidschwüren zu bekräftigen. Und das findet man auch würklich in der Erfahrung bestätiget. Wolt ihr also für glaubwürdige Menschen gehalten werden; so macht es euch zum Gesez, niemals etwas zu betheuern, niemals zu schwören, es müste dann sein, daß euch die Obrigkeit dazu aufforderte. Aber hütet euch auch, jemals eine Lüge zu sagen: denn gewis, Gott unterscheidet, auch ohne Eid, Wahrheit und Lügen, und strafet diese ganz gewis. Auch geschicht es selten, daß Unwahrheiten verborgen bleiben. Kommen sie nun an den Tag: so glaubt euch kein Mensch mehr; kommen sie aber auch nicht heraus, so habt ihr wenigstens beständig die Furcht und die Angst, daß ihr verrathen werden köntet; und diese ist schon eine Qual,

die

die weit grösser ist, als aller Vortheil, den ihr durch Lügen erwerben könt.

Ihr habt nun gesehen, wie viel euch daran gelegen sei, daß ihr mit Wissen und Willen euren Nebenmenschen keinen Schaden zufügt; und wie sorgfältig auch durch die Gesetze vorgebauet ist, daß kein Mensch dem andern freiwillig schaden dürfe. Aber oft geschieht es auch, daß einer, ohne seinen Willen, dem andern Schaden thut. So ist neulich in dem nächsten Dorf einem ein Ochs ausgerissen, und hat einem andern ein Stük junge Sat abgefressen. Der, der den Schaden litte, wolte ihn von dem Herrn des Ochsen ersezt haben, weil seine Nachläßigkeit Schuld daran gewesen war, daß der Ochs sich los gemacht hatte. Dieser aber wolte sich zu keiner Schadloshaltung bequemen. Was geschah? Ein paar Tage hernach lis der, welcher den Schaden gelitten hatte, wiederum sein Vieh auf die Sat des ungerechten Mannes treiben, dem dadurch noch einmal so viel Schaden zuwuchs, als er hätte zu ersezen gehabt. Hatte er es nicht verdient? Und hätte er nicht dieses Unglük vermeiden können, wenn er den Schaden ersezt hätte? Ihr seht hieraus, daß es wiederum sehr weislich von den Gesezgebern gehandelt ist, indem sie verordnet haben, daß derjenige, durch dessen wirkliche Schuld, oder blosse Vernachläßigung und Unachtsamkeit, ein anderer Schaden leidet, diesen Schaden ersezen solle. Und so verhält es sich auch mit allen andern Gesezen, welche uns vorgeschrie-

geschrieben sind. Alle zielen auf unser eigenes und unserer Nebenmenschen Bestes ab. Wir wären also verbunden, dasjenige, was sie uns vorschreiben, zu erfüllen, auch wenn kein Mensch uns dazu zwänge, weil unser eigener Vortheil darauf beruhet. Wie vielmehr müssen wir sie zu beobachten suchen, da die Uebertretung derselben noch ausserdem von der Obrigkeit bestraft wird?

Wohl uns, meine lieben Kinder, daß wir unter Gesezen und Obrigkeiten stehen. Durch Gesezе kömt Ordnung, durch Ordnung Glükseligkeit in die Welt. Seht nur in der ganzen Natur, wie der alweise Schöpfer selbst alles nach unverbrüchlichen Gesezen geordnet hat! Seht ihr dort den lieben freundlichen Mond almälig hinter dem Gebirge hervor steigen? Wie regelmäßig ist der Gang, den Gott ihm vorgeschrieben hat; wie genau bestimt sein Zunehmen und sein Abnehmen! So wie er in einem Monate kömt und geht, zunimt und abnimt, so thut er es auch in dem andern Monate. Eben so regelmäßig, eben so abgemessen ist der Lauf aller übrigen Gestirne. Da wird nirgends eine Abweichung, nirgends eine Verwirrung wahrgenommen. Alles kömt und geht, scheinet und verschwindet in ununterbrochener Ordnung. Seht, ihr Lieben, dadurch hat uns Menschen Gott gelehrt: daß auch unsere Handlungen nach weisen Gesezen müssen geordnet sein, wenn

Ruhe

Ruhe und Glükseligkeit unter uns wohnen sol. Noch einmal also, wohl uns, daß wir Geseze haben, und daß Obrigkeiten gesezt sind, welche über die Beobachtungen derselben wachen müssen!

Hier schwieg der Greis; und schweigend waren aller Gesichter gegen den herlichen Mond gewand, der nun in seiner ganzen Schöne am Himmel stand. Manche rührende Empfindung schwol bei dieser stummen Betrachtung in Ehrenreichs und Gutwils Busen auf. Endlich drükten sie sich einander die Hände, und jeder führte seine Lieblinge zur Ruhe.

Drittes Abendgespräch.

Von den Pflichten der Geselligkeit.

Die vorhergehenden Gespräche des alten Ehrenreichs waren für alle so ergözend gewesen, daß die ganze Gesellschaft am folgenden Abend, noch eine gute Stunde vor Sonnen-Untergang, sich wieder bei der Linde einfand, und auf ihn wartete. — Schon hier, meine Lieben? sagte er, indem er sich freundlich zu ihnen geselte. Es ist noch so früh; ich dächte immer, ihr spieltet erst noch eine Stunde, ehe wir unser Abendgespräche anfangen.

„O spielen!„ antworteten die Kinder, und sahen sich einander traurig an.

Nun ich freue mich, ihr Guten, fuhr Ehrenreich fort: ich freue mich herzlich, euch so begierig nach meinem Unterricht zu sehen, daß euch die Lust zum Spielen darüber vergangen ist. Zur Belohnung wil ich euch auch recht was merkwürdiges sehen lassen. Komt, folget mir.

Er führte sie in den Garten. Hier hatte er einen jungen Bienenschwarm in einem gläsernen Bienenkorb eingefangen, in welchem man ihrer Geschäftigkeit zusehen konte. Das war ein Vergnügen anzusehen. Die einen kamen von den Blumen zurük, geflogen, und

brach-

brachten ein Klümpen Wachs mit, welches sie sich an die Füsse geklebt hatte. Andere, welchen in dem Häuschen waren, nahmen ihnen dieses Wachs bei der Thüre ab, und brachten es hinein. Wiederum andere plätteten die kleinen Wachsklümpchen, und noch andere machten alsdann kleine Zellen daraus. Einige brachten Honig ein, und füllten die Zellen damit an: und eine unter ihnen, die sie alle vorzüglich zu bedienen schienen, und welche man daher die Königin nent, legte in einige Zellen Eier, aus welchen wieder junge Bienen werden solten. Kurz, jede hatte ihr eigenes Geschäft, und keine blieb müssig. Die Kinder waren ausser sich vor Freuden, da ihnen das alles gezeigt wurde.

Der alte Ehrenreich sagte darauf: Hier, Kinder, könt ihr von kleinen unvernünftigen Thieren lernen, was Ordnung und gesezmässiges Betragen für eine schöne Sache sei. Was meinet ihr, was daraus werden würde, wenn alle diese Bienen thun könten, was sie gelüstete, und wenn nicht jede ihr besonderes, angewiesenes Geschäft hätte? Da würde jede nur für sich sorgen; nur so viel Honig einsammeln, als sie täglich brauchte; die jungen und diejenigen alten Bienen, welche sich auf das Honigsammeln nicht verstehen, würden verschmachten, und wenn endlich der Winter herannahete, so würden alle umkommen müssen, weil sie sich keinen Vorrath gesammelt hätten. Diesem allen wird durch ihre gesezmässige Einrichtung vorgebeugt; und ihr seht, wie wohl sie sich dabei befinden. Kinder,

der, so müssen es die Menschen auch machen, wenn es ihnen wohl gehen sol.

Während diesen Worten waren sie wieder bei ihrem vorigen Plaze angekommen.

Aber, lieben Kinder, fuhr er fort, vieles, was ihr thun müst, um glüklich zu leben, ist durch die öffentlichen Geseze nicht bestimt worden. Ich habe euch schon gesagt, und ihr wist es auch aus der wenigen Erfahrung, die ihr selbst habt, daß ihr ohne Beihülfe anderer Menschen nicht glüklich werden könt. Bisweilen könt ihr freilich wohl diese Hülfe erkaufen, wenn ihr euch z. E. einen Bedienten miethet, oder ein Kleid, oder sonst etwas von andern machen last: allein, meine lieben Söhne, wo woltet ihr so viel Geld hernehmen, wenn ihr alles bezahlen soltet, was andere Menschen dazu beitragen müssen, wenn es euch wohl gehen sol? Wenn jemand von euch in einen tiefen Graben fiele, und ihr riefet einem, der eben vorbei gienge, euch zu helfen: wie würde es euch gefallen, wenn der euch nicht anders heraus ziehen wolte, als für bare Bezahlung, und wenn ihr grade kein Geld bei euch hättet? Oder ihr woltet euch einen angenehmen Zeitvertreib machen, und eure Freunde wolten euch nicht eher dazu behülflich sein, bis ihr ihnen dieses oder jenes versprächet? Nicht wahr, das würde ein verdriesliches Leben geben, und ihr müstet in kurzer Zeit arm werden, und wenn ihr auch noch so viel Geld hättet. Aber sorget nicht, Kinder. Eben so nöthig,

als ihr die Hülfe und den Rath und die Freundschaft anderer Menschen braucht, brauchen sie die eurigen auch. Wenn sie sehen, daß ihr geneigt seid, ihnen zu helfen, wo ihr dazu im Stande seid; wenn sie sehen, daß ihr sie warnt, wo sie Schaden nehmen können, oder ihnen guten Rath gebt, wie sie dieses oder jenes anfangen müssen, um damit zu Stande zu kommen; oder wenn sie merken, daß sie in eurem Umgange Vergnügen finden, weil ihr gefällig, dienstfertig und artig seid: so werden sie von selbst eben so viel, und oft noch mehr für euch thun, als ihr für sie thut.

Ihr müst also keine Gelegenheit übersehen, wo ihr sie dieses merken lassen könt. Die geringsten Kleinigkeiten sind dazu oft schon genug. Ein Gruß, ein freundlicher Blik, ein Besuch, eine kleine Dienstleistung ist schon hinreichend, euch die Gunst eurer Nebenmenschen zu verdienen. Ich habe einmal auf einem Spazirgange einen Knaben von ohngefähr acht Jahren, der vor meinen Augen ins Wasser fiel, glüklich errettet, und seinen Eltern nach Hause gebracht. Ich that es aus Liebe zu dem Kinde, dessen Vater ich kaum zwei mal gesprochen hatte. Einige Wochen hernach wurde ich krank. Da hättet ihr sehen sollen, Kinder, wie der ehrliche Mann mir meinen geringen Dienst belohnte. Er gieng fast nicht von meinem Bette, er schikte mir alle Tage das gesundeste Essen, das er nur vermogte; er fuhr ohne mein Wissen nach einem vier Meilen von hier entlegenen Orte, und holte einen geschikten Arzt, der mich wieder herstelte,

und wer weis, ob ich nicht schon längst gestorben wäre, wenn der Mann nicht so für mich gesorgt hätte. Last euch also das ja gesagt sein, daß ihr alle Menschen, die um euch sind, liebt, und so viel ihr könt, sorgt daß ihnen wohl sein möge. So oft ihr sehet, daß jemand eurer Hülfe benöthiget ist: so stelt euch gleich in Gedanken an seine Stelle, und ihn an die eurige. Alsdann fragt euch selbst, was würde ich wohl von diesem Menschen erwarten, wenn er ich, und ich er wäre? und was ihr dann von ihm wünschet, das thut ihm auch.

Ich habe euch neulich eine Fabel erzählt, wobei ihr euch an die Pflicht der Dienstfertigkeit erinnern könt: habt ihr sie behalten?

Jacob, Gutwils ältester Sohn, erinnerte sich zuerst daran, und erzählte sie mit folgenden Worten:

„Die Glieder des menschlichen Körpers wurden
„einmal überdrüssig, sich einander zu dienen, und
„wolten es nicht mehr thun. Die Füsse sagten: wars
„um sollen wir allein euch andern alle tragen und fort-
„schleppen? Schaft euch selbst Füsse, wenn ihr gehen
„wolt. Die Hände sagten: warum solten wir allein
„für euch andern alle arbeiten: schaft euch selbst Hän-
„de, wenn ihr welche braucht. Der Mund brumte:
„ich müste wohl ein grosser Nar sein, wenn ich immer
„für den Magen Speisen käuen wolte, damit er sie
„nach seiner Bequemlichkeit verdauen möge; schaffe

sich

» sich selbst einen Mund, wer einen nöthig hat. Die
» Augen fanden es gleichfals sehr sonderbar, daß sie
» allein für den ganzen Leib beständig auf der Wache
» stehn, und für ihn sehen solten. Und so sprachen
» auch alle die übrigen Glieder des Leibes, und eins
» kündigte dem andern den Dienst auf. Was geschah?
» Da die Füsse nicht mehr gehen, die Hände nicht mehr
» arbeiten, der Mund nicht mehr essen, die Augen nicht
» mehr sehen wolten; fieng der ganze Körper in allen
» seinen Gliedern an, zu welken und almälich abzuster-
» ben. Da sahen sie ein, daß sie thörigt gehandelt
» hätten, und wurden eins, daß es künftig nicht wieder
» geschehen solte. Da diente wieder ein Glied dem an-
» dern, und alle wurden wieder gesund und stark, wie
» sie vorher gewesen waren. »

Das war recht gut erzählt, mein Sohn, fuhr der alte Ehrenreich fort, indem er ihm freundlich auf die Wangen klopfte. Gewisse Leute, ihr Kinder, sind blos aus Trägheit undienstfertig; andere hingegen gar aus Neid. Ein abscheuliches Laster; Ich wil euch sagen, worin es besteht. Es gibt gewisse thörigte und verwöhnte Menschen, welche mit dem, was sie haben, sich so wenig zu begnügen wissen, daß sie unzufrieden werden, so oft sie sehen oder hören, daß es andern Leuten wohl, oder gar besser, als ihnen, geht. Wenn sie, zum Beispiel, sehen, daß ein anderer ein besseres Kleid trägt, als das ihrige ist; oder wenn sie von iemanden etwas Gutes rühmen hören, welches sie selbst nicht an sich haben: so werden sie immer misver-

gnügt darüber. Dieses Misvergnügen nun, welches ein solcher Mensch über das Glük eines andern empfindet, wird Neid genant. Nun müst ihr aber wissen, daß neidische Menschen überal gehaßt werden. Denn da sie nicht gern sehen, daß es einem andern wohl geht: so helfen sie andern ungern, und rathen ihnen selten; und deswegen hilft auch ihnen niemand gern. Was haben die dummen Menschen davon? Nichts, als Misvergnügen. Wenn sie klug wären: so würden sie sich über das Glük ihrer Nebenmenschen freuen; und dann würden auch diese sich wieder über ihr Glük freuen, und es zu befördern suchen. Aber weil sie dum sind; so thun sie das Gegentheil, und daher geht es ihnen dann auch so, wie es dem kleinen Peter Neidhard gieng, dessen Geschichte ich euch, wenn ich nicht irre, schon einmal erzählt habe; nicht?

Die Kinder konten sich nicht besinnen, und der alte Ehrenreich fuhr fort:

Peter Neidhard war der Sohn eines rechtschaffenen Vaters, der alles, was er im Vermögen hatte, daran wenden wollte, seinen Sohn recht gut erziehen zu lassen. Er schikte ihn daher auf eben dieselbe Schule, auf welcher ich damals von meinen Eltern gehalten wurde. Nun waren da viele Kinder reicher Leute, welche etwas besser gekleidet giengen, als er. Das verdros den kleinen Thoren. Aber er lis es dabei nicht bewenden, sondern suchte, wo er nur konte, den andern ihre schönen Kleider zu beschmuzen

und

und zu verderben. Das war nun schon sehr arg; und doch wäre es damals noch Zeit gewesen, diesen bösen Fehler abzulegen, wenn er nur dem Rathe der Lehrer hätte Gehör geben wollen. Weil er das aber nicht that, so wurde es immer schlimmer mit ihm. Nach und nach fieng er an, seinen Schulcameraden auch alles Vergnügen zu misgönnen, welches sie bei ihren Spielen genossen, und zeigte sich als einen so unleidlichen Spielverderber, daß die Lehrer sich genöthigt sahen, ihn von unsern Vergnügungen auszuschliessen. Das ärgerte ihn nun noch mehr; und der Verdrus über unser Vergnügen machte ihn unfähig, aufmerksam zu sein, wenn etwas gelernt werden solte. Daher konte er dann auch niemals so gut antworten, als wir andern, wenn uns das Gelernte abgefragt wurde. Natürlicher Weise bezeugten dann die Lehrer uns ihre Zufriedenheit, ihm aber ihre Unzufriedenheit. Neue Ursach zur Verdrieslichkeit! Kurz, das gieng von Tag zu Tage, von Stufe zu Stufe, am Ende so weit, daß er nach einiger Zeit ganz unfähig wurde, etwas nüzliches zu lernen, weil seine Seele immer verdrieslich und mürrisch war. So verstrich nun seine beste Jugendzeit, ohne daß er die mindeste Geschiklichkeit erwarb, wodurch er sich nachher in der Welt hätte forthelfen können. Dabei hatte er die beständige Kränkung, daß kein Mensch etwas mit ihm zu thun haben wolte, weil man sich vor seiner Gesellschaft, wie vor der Gesellschaft eines Aussäzigen, scheuete. Da nun die Lehrer sahen, daß gar nichts bei ihm auszurichten sei: so hiessen sie ihn endlich gehen. Sein bekümmerter Vater suchte ihn auf einer andern

Schule unterzubringen; aber da wolte man ihn auch nicht haben, weil man von seiner schlechten Gemüthsart gehört hatte. Er wolte ihn darauf ein Handwerk lernen lassen: aber der Meister, zu dem er ihn brachte, sagte: haben die gelehrten Herren nichts aus dem Burschen machen können; so werde ich noch weniger dazu im Stande sein. — Das Alles kränkte nun seinen guten Vater so sehr, daß er starb. Und nun sahe Neidhard sich in der allergrösten Verlegenheit. Ohne Vermögen, ohne Geschiklichkeit, ohne Freunde — was solte er thun? Er sahe sich genöthiget, sein Lebelang als ein Taugenichts und Landstreicher sich in der Welt herum zu treiben, und oft bei denen um eine Mahlzeit, oder um ein altes Kleidungsstük zu betteln, deren Vergnügen er in seiner Jugend auf alle mögliche Weise zu stöhren gesucht hatte. — Nun sagt, Kinder, hättet ihr wohl an dieses Peter Neidhards Stelle sein mögen? Doch das brauche ich ja nicht erst zu fragen; wer wil gern unglüklich sein?

Vermeidet also das Laster des Neides, und gewöhnt euch vielmehr, an jedem Glükke und Unglükke eurer Nebenmenschen einen recht herzlichen Antheil zu nehmen. Um es aber dahin zu bringen, müst ihr sorgfältig über euer Herz wachen, daß es von Stolz und Hochmuth frei bleibe. Denn ein hochmüthiger Mensch bildet sich gemeiniglich ein, daß alles nur für ihm erschaffen sei, und er kan deswegen nicht leiden, daß es andern Menschen besser, als ihm, gehe. Neid und Hochmuth sind daher von je her mit einander verbun-

bunden gewesen. Ein hochmüthiger Mensch aber kan niemals glüklich sein. Denn bald sieht er Leute, welche Vorzüge haben, die er selbst nicht hat, und ärgert sich darüber; bald sieht er andere, welche eben dieselben Vorzüge haben, die er hat, und wird von neuem unzufrieden, daß er nicht der Einzige ist, der sie hat. Wie schwach ein solcher Mensch am Verstande sein müsse, sieht man auch daraus, daß er es recht eigentlich darauf anlegt, seiner Absicht zu verfehlen. Er wünscht nämlich, sich geehrt und über alle andere Menschen erhoben zu sehen. Aber weil er selbst gegen jedermann stolz ist, und alle andere gegen sich verachtet: so verachten ihn deswegen alle andere wieder, und das kränkt ihn dann gar sehr. Wäre er hingegen selbst bescheiden, höflich und gefällig gegen andere: so würden diese sich wieder eben so gegen ihn betragen, und dann würde er Freude haben. Denn die Menschen sind durchgängig eben so geneigt, denjenigen, der sie liebt, und ihnen Achtung erzeigt, wieder zu lieben, und hoch zu schäzen, als sie geneigt sind, denjenigen zu hassen und zu verachten, der ihnen selbst auf eine gehässige und verächtliche Weise begegnet.

Indem ich aber vom **Hochmuth** rede, so müst ihr euch wohl in Acht nehmen, nicht die **Ehrliebe** damit zu verwechseln, welche kein Laster, sondern vielmehr eine nöthige Tugend ist. Ich will sehen, ob ich den Unterschied euch begreiflich machen kan.

Die Ehre, nach welcher der Hochmüthige strebt, und welche auch dem Ehrliebenden nicht gleichgültig ist, besteht in der guten Meinung, welche andere Menschen von uns und von unserer Aufführung haben, so wie im Gegentheil die Schande in dem schlimmen Urtheile anderer über uns und unsere Aufführung besteht. Nun gibt es eine wahre und eine falsche Ehre, so wie es auch eine wahre und falsche Schande gibt. Wenn nämlich das gute oder schlimme Urtheil, welches man über uns fällt, gegründet ist: so haben wir wahre Ehre oder wahre Schande; wenn dieses Urtheil hingegen nicht gegründet ist, das heißt, wenn wir es in der That nicht verdienen, daß man so gut oder so schlim über uns urtheilet; so hat man uns falsche Ehre erzeigt, oder uns mit falscher Schande belegt.

Der erste Unterschied nnn zwischen einem ehrliebenden und hochmüthigen Menschen b steht darin, daß j ner die gut Meinung anderer von ihm und seiner Aufführung durch wirklich gute Handlungen zu verdienen, dieser hingegen auf alle mögliche Weise, es sei mit Recht oder Unrecht, sie zu erzwingen sucht. Der Ehrliebende also trachtet nur nach wahrer Ehre, oder vielmehr nach dem Guten, wodurch wahre Ehre erworben wird; und er würde dieses Gute lieben, und darnach trachten, auch wenn es von Andern nicht gelobt, und es von ihnen deswegen auch nicht geehrt würde. Dem Hochmüthigen hingegen ist es blos darum zu thun, gerühmt und geehrt zu werden, er mag es verdienen oder nicht. Jener wird daher niemals etwas unedles unterneh-

nehmen, um sich hervorzuthun; diesem hingegen ist es gleich viel, ob sein Betragen an sich schön oder häslich ist, wenn er es nur so einrichten kan, daß es von andern gelobt werde. — Ein zweiter Unterschied zwischen beiden ist der, daß der Ehrliebende gar wohl leiden kan, daß andere Menschen auch ihre Vorzüge haben die ihnen Lob erwerben; der Hochmüthige hingegen nicht. Dem ist jede gute Eigenschaft, die ein anderer besizt, ein Dorn im Auge, der ihm empfindliche Schmerzen macht. Er kan daher nicht eher ruhen noch rasten, bis er die gute Meinung, welche andere von einem solchen Menschen haben, verschlimmert hat.

Daher kömt es dann auch, daß hochmüthige Menschen gemeiniglich dem häslichen Laster der Verläumdung und der Verkleinerung ergeben sind. Erfahren sie nämlich von einem den geringsten Fehler; so breiten sie ihn überal aus, und lachen und freuen sich darüber, daß ihr Nebenmensch gefehlt hat. Oft, wenn sie keine wirkliche Fehler an jemanden bemerken können, legen sie sich aufs Lügen, und dichten ihm allerlei Fehler an, die er niemals hatte. Bemerken sie hingegen an einem etwas Gutes, so nehmen sie sich wohl in Acht, davon zu reden, oder wenn in ihrer Gegenwart davon gesprochen wird, so geben sie sich alle mögliche Mühe, dieses Gute zu verkleinern. Nun, Kinder, was dünket euch von solchen Leuten?

O das müssen ja häsliche Menschen sein, antworteten die Kinder.

Ja wohl, häßliche Menschen, fuhr unser Alter fort? aber auch recht dumme Leute, so verschlagen sie in andern Stükken auch immer sein mögen. Denn sie machen, daß jederman sie verabscheuet, und daß keiner mit ihnen umgehen wil; weil kein Mensch es gern hat, wenn man übel von ihm spricht, und ihn verächtlich macht. Ein verläumderischer Mensch hat daher keinen wahren Freund; und zu seiner gewöhnlichen Gesellschaft hat er nur solche Leute, welche sich gleichfals das Nachreden angewöhnt haben. So lange solche Leute bei einander sind, stellen sie sich, wer weis wie freundschaftlich gegen einander, und reden alle nur von Abwesenden Böses: kaum sind sie aber auseinander gegangen, so lästert einer den andern so viel er immer kan. Das sind euch rechte Freunde? nicht wahr?

Gemeiniglich ist das Verlangen, für einen wizigen Menschen gehalten zu werden, die erste Verführung zur Verläumdung. Man sucht seine Gesellschaft durch Spöttereien über gegenwärtige oder abwesende Personen zum Lachen zu bewegen, und ist einem das erstemal gelungen; so wird die Begierde, andere lächerlich und verächtlich zu machen, immer stärker, bis man ihr am Ende gar nicht mehr widerstehen kan.

Hütet euch also, ihr Lieben, vor der Neigung zum Spotten, und vor jeder Art von Tadelsucht. Gewöhnt euch vielmehr an, von allen Menschen, besonders von Abwesenden, ohne dringende Noth, nichts als Gutes zu sagen; und wenn ihr etwas Böses von

jeman-

jemanden wist: so verschweigt es, so lange euch keine besondere Pflicht zum Reden zwingt. Reden andere Leute in eurer Gegenwart von einem Abwesenden Böses: so nehmt euch seiner an, und vertheidiget oder entschuldiget ihn, so gut ihr könt. Dis wird euch bei allen Menschen beliebt machen; und alle werden dadurch geneigt werden, euch eben denselben Dienst zu erweisen, wenn von euch, in eurer Abwesenheit, auch einmal übel gesprochen wird.

Ueberhaupt, meine lieben Kinder, seid versichert, daß die mehrsten Menschen sich so gegen euch verhalten werden, wie ihr euch gegen sie verhaltet. Wenn ihr euch gegen andere bescheiden, dienstfertig und freundlich beweiset, so werden auch sie sich eben so gegen euch betragen. Besonders ist die Freundlichkeit ein sicheres Mittel, sich beliebt zu machen, so wie hingegen ein mürrisches und verdriesliches Wesen uns bei jederman verhaßt macht. Einem freundlichen, liebreichen Gesichte kan fast keiner widerstehen. Es zwingt uns, wir mögen wollen oder nicht, denjenigen zu lieben, an dem wir es bemerken. Eben so unmöglich ist es uns, einem Menschen gut zu sein, der immer verdrieslich und mürrisch ist. Kein Mensch mag gern mit ihm umgehen, weil man in seiner Gesellschaft unmöglich vergnügt sein kan. Auch scheut man sich, ihm irgend einen Dienst zu erweisen: denn gemeiniglich dankt er einem mit einer so sauern Miene, daß man nie weis, ob man es ihm auch recht gemacht habe. Solche Leute haben daher selten einen wahren

Freund,

Freund, und selten werden ihnen von andern Gefälligkeiten erwiesen. Denn eine freundliche Miene ist ja doch das wenigste, was man für seinen Dienst erwarten kan.

Solche mürrische Leute sind gemeiniglich auch zum Zorn geneigt. Sie werden nämlich bei der geringsten Beleidigung, welche oft nur ein Scherz oder Misverständnis war, sogleich ausser sich gesezt, und schlagen zu, oder schelten und fluchen, als wenn man ihnen noch so viel Leide gethan hätte. Das ist eine gefährliche Krankheit der Sele, die denjenigen, der damit behaftet ist, gewis unglüklich macht. Denn der Zorn ist eine Art von Raserei, in der wir tausend Dinge begehen, die wir nachher zu bereuen Ursach haben. Ich habe euch schon einige traurige Geschichte davon erzählt, und könte, wens nöthig wäre, euch noch viele andere von Leuten erzählen, die im Zorn Todschläger wurden, und unter Scharfrichters Händen sterben musten. Aber wenn auch dis nicht zu besorgen wäre: so würde uns der Zorn an sich schon elend genug machen. Habt ihr schon jemals einen zornigen Menschen gesehen, Kinder?

„Ach ja, lieber Vater! riefen die Kinder; die beiden Männer, die sich da neulich auf der Strasse prügelten, die waren recht zornig.„

Nun, habt ihr bemerkt, wie diese beiden unsinnigen Leute aussahen? Wie ihre Gesichter verzert waren,

wie

wie der Schaum ihnen vor dem Munde stand, und wie sie vor Wuth kaum reden konten? Könt ihr euch einbilden, daß ihnen wohl dabei gewesen sei? Und sahe mans ihnen nicht vielmehr deutlich genug an, daß sie innerlich ganz entsezlich leiden musten? Gewis, der Zorn mus eine schmerzhafte Empfindung sein.

Dazu kömt noch dieses. Weil es so unangenehm und so gefährlich ist, mit zornigen Leuten umzugehen; so fliehet jederman ihre Gesellschaft, und sie müssen daher auf alle Freuden der Geselligkeit und der Freundschaft Verzicht thun. Sogar unbekante Leute scheuen sich vor ihnen, weil man es ihrem Gesichte ansieht, daß sie leicht wüthend werden können. Man geht ihnen daher aus dem Wege, wie gewissen Thieren, von denen man sich nichts gutes versieht; und wenn sie dann einmal fremder Hülfe benöthiget sind; so haben sie keinen Freund, der sich ihrer annähme. In der That, ein kläglicher Zustand!

Eben so elend werden andere Menschen durch das Laster der Unversöhnlichkeit. Es giebt nämlich gewisse, nicht blos dumme, sondern auch zugleich sehr boshafte Menschen, die gar keinen Fehler an andern gar keine Beleidigung wieder vergeben können; und wenn derjenige, der sie beleidiget hat, es auch noch so sehr bereuet. Das sind abermals eben so gefährliche, als unglükliche Leute. Denn da auch die besten Menschen fehlen, und aus Unwissenheit oder Uebereilung jemanden beleidigen können; so mus jeder sich fürchten,

mit

mit einem unversöhnlichen Menschen Gemeinschaft zu haben. Denn wenn mans nur im geringsten mit ihm versieht: so wird er gleich unser beständiger Feind, der nichts als Rache sucht. Wer mag mit einem solchen Menschen zu thun haben? Und was gewint er dabei? Was kan es ihm nüzen, wenn ein anderer Mensch unglüklich wird? Will er andere dadurch abschrekken, daß sie ihn nicht beleidigen: so schrekt er zugleich auch seine Freunde ab, daß sie ihm nicht helfen, weil sie ihn dabei unvermuthet beleidigen könten. Macht sich also ein solcher Mensch nicht äusserst unglüklich! Denn wie kan ein Mensch unglüklicher sein, als wenn ihn niemand liebt, niemand mit ihm umgehen, niemand ihm helfen will, und wenn sich iederman vor ihm fürchtet?

Weit klüger also handeln die versöhnlichen Menschen, welche die ihnen zugefügte Beleidigung bald vergeben und vergessen können. Die machen sich nicht blos denjenigen, gegen welchen sie sich so grosmüthig bezeigen, sondern auch alle andere Menschen, die etwas davon hören, zu Freunden. Denn wir können uns unmöglich enthalten, denjenigen zu liebeu, an dem wir Güte nnd Grosmuth wahrnehmen. Und wenn wir einen solchen Menschen auch niemals gesehen haben, so müssen wir ihm doch gut sein, sobald man uns eine solche edle That von ihm erzählt. Versuchts einmal, ob ihr einem gewissen Joseph gram sein könt, dessen Geschichte ich euch jezt erzählen will.

Vor alten Zeiten lebte ein Man, der hies Jacob. Dieser hatte zwölf Söhne die ihm alle lieb waren. Aber am liebsten unter allen hatte er einen den jüngsten von ihnen, Namens Joseph, weil der unter allen der artigste und gehorsamste war. Das verdros nun die andern, und ihr Neid und ihre Bosheit giengen am Ende so weit, daß sie ihn umbringen wolten. Sie warfen ihn nämlich, da sie mit ihm allein in einem grossen Walde waren, in eine tiefe Grube, worin er verhungern solte. Nur einer unter ihnen hatte noch einiges Mitleid mit ihm. Da dieser eben fremde Kaufleute vorbei ziehen sahe: so beredete er die andern, daß sie ihren Bruder wieder aus der Grube heraus zögen, und diesen Kaufleuten als einen Knecht verkauften. Denn damals kaufte und verkaufte man Menschen; wie man jezt das Vieh zu Markte bringt. Diese Kaufleute nun führten den armen Joseph weit weg in ein fremdes Land, und seine boshaften Brüder machten ihrem alten Vater weis, daß ihn ein Wolf im Walde aufgefressen habe. Dem armen Joseph gieng es in dem fremden Lande anfangs ziemlich gut. Aber da die Frau seines Herrn ihm einmal etwas Böses zumuthete, und er es nicht thun wolte: so verläumdete sie ihn bei ihrem Manne so sehr, daß er ihn ins Gefängnis werfen lies. Hier hatte er Gelegenheit, einem vornehmen Manne, den der König, ich weis nicht warum, in das Gefängnis hatte sezzen lassen, einen Dienst zu leisten; und da dieser wieder auf freien Füssen war: so erinnerte er sich seiner bei einer guten Gelegenheit, und empfahl ihn dem Könige.

Der König lies ihn zu sich kommen, und da er fand, daß er ein sehr verständiger und redlicher Mensch war, so gewan er ihn lieb, und machte ihn am Ende gar zu seinem ersten Minister, der über alles zu befehlen hatte. Nun fügte es sich nach einigen Jahren, daß eine sehr theure Zeit einfiel: glüklicher Weise hatte Joseph es vorher gesehen, und so viel Korn aufgekauft, daß er nun das ganze Land damit versorgen konte.

In allen andern Gegenden war grosse Hungersnoth; auch da, wo der alte Jacob mit seinen Söhnen wohnte. Dis bewog den alten Mann, seine Söhne nach demjenigen Lande zu schikken, in welchem Joseph (den er für tod hielt) noch Korn zu verkaufen hatte. Kaum waren die Kinder Jacobs angekommen: so wurden sie von Joseph erkant; sie selbst aber erkanten ihn nicht, weil er sich sehr verändert hatte.

Wäre nun Joseph unversöhnlich und rachgierig gewesen: was hätte er nicht alles mit seinen Brüdern vornehmen können. Er brauchte ihnen nur kein Getraide zu geben: so hätten sie verhungern müssen. Er hätte sie züchtigen, ins Gefängnis werfen, ja hinrichten lassen können, wenn er gewolt hätte. Auch war die Beleidigung, die sie ihm zugefügt hatten, nicht geringe, und er würde sie nach allen Rechten dafür haben bestrafen können. Was that er aber? Nachdem er ihnen zum Schein ein wenig Angst gemacht hatte, gab er sich ihnen zu erkennen; sagte stat aller Vorwürfe

würfe weiter nichts, als: ihr gedachtet es böse mit mir zu machen; Gott aber hat es gut gemacht; umarmte sie darauf, als Brüder: lis seinen alten Vater dazu holen; beschenkte sie alle reichlich, und gab ihnen die schönste Gegend im Lande, wo sie an allem einen Ueberflus hatten. Nun sagt, Kinder, könt ihr euch enthalten, diesem Joseph gut zu sein? Und gleichwohl habt ihr ihn nie gesehen. Zu einer andern Zeit will ich euch seine Geschichte weitläuftiger erzählen.

Noch mus ich euch vor einer Untugend warnen, welche schon manchem Menschen viel Verdrieslichkeiten zugezogen hat. Es gibt nämlich Leute, welche gar nichts verschweigen können, und durch ihre Schwazhaftigkeit sich und andern oft grosses Unglük zuziehen. Das sind auch dumme Leute, die sich oft an ihrem eigenen Glükke hindern. Denn durch ihr Klatschen entstehen allerhand Zänkereien und Feindschaften in den Häusern, oft unter den besten Freunden. Deswegen meidet sie jederman, und diejenigen, denen sie geschadet haben, können nicht umhin, sie zu hassen. Alle suchen sie aus ihrem Hause und von ihrem Umgange auszuschliessen. Zu einem verschwiegenen Menschen hingegen haben alle Leute Vertrauen, und es kan daher gar nicht fehlen, daß er nicht auf eine oder die andere Weise sein Glük machen solte. Ich mus euch doch ein Exempel davon erzählen, welches ich irgend einmal in einem Buche gelesen habe.

Einige von euch wissen schon, daß es vor Zeiten ein mächtiges Volk gab, welches man die Römer nante. Dieses Volk hatte dazumal keine Könige, sondern es lies sich von vielen alten Männern regieren, welche Rathsherren hießen. Diese Rathsherren pflegten nun zu gewissen Zeiten zusammen zu kommen, um sich über allerlei wichtige Dinge mit einander zu bereden, und wenn da etwas vorfiel, welches nicht alle Leute wissen solten, so waren alle schuldig, es geheim zu halten. Zuweilen pflegten die Väter auch ihre Söhne mit in die Versamlung zu nehmen, damit sie recht frühe mit den Angelegenheiten des Vaterlandes bekant werden, dasselbe lieb gewinnen, und mit desto grösserem Eifer sich zu tüchtigen Männern bilden möchten. So pflegte oft ein junger Mensch, Namens Papirius, mit seinem Vater diesen Rathsversamlungen beizuwohnen. Einst, da er aus einer solchen Versamlung zu Hause kam, verlangte seine Mutter von ihm zu wissen, was an dem Tage im Rathe vorgefallen sei? Liebe Mutter, antwortete der Sohn, ich wolte euch gern alles erzählen, aber es ist mir verboten worden. Aber die Mutter wolte diese Entschuldigung nicht gelten lassen; sondern drohete mit Strafen, wenn er ihr nicht alles wieder sagte. Der junge Mensch, der sich in dieser Verlegenheit gar nicht zu helfen wuste, fiel endlich auf den Gedanken, die Neugierde seiner Mutter zu befriedigen, ohne gleichwohl die Pflicht der Verschwiegenheit zu brechen. Er antwortete ihr also: Man hätte sich heute darüber berathschlaget, ob es nicht gut sei, daß ein jeder Mann,

stat einer, zwei Frauen habe? Kaum hatte die thörigte Frau dieses gehört, als sie, wie wahnsinnig, zu allen ihren Freundinnen lief, und ihnen das Geheimnis mittheilte. Diese wurden eben so sehr darüber aufgebracht, und am folgenden Tage liefen alle in die Rathsversamlung, und schrien den Männern die Ohren so voll, daß diese auf den Gedanken geriethen, sie wären alle verrükt geworden. Da trat der junge Mensch hervor, und sagte: er müste seinen Fehler nur gestehen; er habe das, worüber die Weiber sich beschwerten, seiner Mutter weis gemacht, weil er sich vor ihrer Neugierde nicht zu retten gewust habe. Die Rathsherren gaben ihm darauf zwar einen Verweis, daß er seiner Mutter nicht ehrerbietig genug begegnet war: aber seiner Klugheit und Verschwiegenheit wegen gewannen sie ihn alle recht sehr lieb; und ob sie schon, aus Besorgnis vor schlimmen Folgen, die Gewohnheit, junge Knaben mit in den Rath zu nehmen, abschaften; so erlaubten sie doch dem jungen Papirius, zu seiner nicht geringen Ehre, dieses Vorrechts, die ganze Zeit seiner Jugend hindurch, allein zu geniessen; und gaben ihm zum Andenken einen besondern Zunamen, der sich auf seine Nachkommen fortpflanzen, und ein beständiges Denkmal seiner rühmlichen Verschwiegenheit sein solte.

Ich habe euch diese Geschichte blos deswegen erzählt, weil ihr daraus lernen könt, wie sehr die Menschen die Verschwiegenheit zu schäzen und zu belohnen pflegen. Denn sonst war es freilich gar nicht hübsch,

daß der junge Römer seiner Mutter eine Unwahrheit sagte; so wie es auch von der Mutter sehr häslich war, daß sie etwas zu wissen verlangte, welches sie nichts angieng, und welches ihrem Sohne zu sagen verboten war. —

Hütet euch also, ihr lieben Kinder, etwas auszuplaudern, wovon ihr vermuthen könnet, daß man es nicht gern bekant gemacht wissen wolle. Sonst wird euch jederman, als Verräther, fliehen, und ihr werdet selbst niemals einen treuen Freund erlangen, in dessen Busen ihr eure eigene Geheimnisse verwahren könnet. Denn ein Verräther wird von jederman gehast, selbst von denen, welchen er dadurch zu dienen glaubt. Nur dumme Leute also, welche nicht Verstand genug haben, um einzusehen, daß sie sich selbst am meisten dadurch schaden, können in dieses Laster verfallen.

Am allerdumsten und am allerbösesten aber sind die Undankbaren; diejenigen Leute, sage ich, welche empfangene Wohlthaten vergessen, oder ihren Wohlthätern wohl noch gar zu schaden suchen. Solche Leute geben öffentlich zu erkennen, daß sie Niemanden etwas Gutes zu erweisen im Stande sind: denn wollen sie nicht einmal dem etwas Gutes thun, der ihnen vorher selbst wohlgethan hat, wie werden sie es andern thun, die ihnen noch keinen Dienst erweisen konten? Dergleichen Leute machen sich recht unglüklich, denn wenn sie einmal gezeigt haben, wie schlecht sie die Dienste belohnen

nen, die man ihnen leistet; so wird kein Mensch mehr die geringste Neigung haben, ihnen ferner dienen zu wollen. Ein Undankbarer wird daher von allen Menschen, als ein Ungeheuer, vor dem man sich in Acht nehmen mus, verabscheuet, und man hütet sich, so sehr man immer kan, mit ihm in Gemeinschaft zu gerathen. Fragt zu E. einmal euch selbst, ob ihr wohl einen gewissen Inkle, dessen Geschichte ich euch iezt erzehlen will, zu eurem Freunde machen möchtet?

Dieser Inkle war ein Kaufman. In der Hofnung, viel Geld zu gewinnen, gieng er zu Schiffe, und reisete nach einem Lande, welches man erst kürzlich entdekt hatte. Es heist Amerika. Dazumal wurde dieses Land gröstentheils von Menschen bewohnt, welche man Wilde nent, weil sie beinahe, wie die wilden Thiere in den Wäldern, lebten. Die Reise gieng ganz gut von statten; aber da sie nahe bei dem Lande angekommen waren, erhob sich ein entsezlicher Sturmwind. Dieser warf das Schif gegen einen Steinfelsen, daß es in Stükken zerfiel. Diejeni en Leute, welche nicht schwimmen konten, musten ertrinken; die andern aber, welche mit genauer Noth das Ufer erreichten, wurden von den wilden Menschen umgebracht. Dem einzigen Inkle nur glükte es, in einen Wald zu entfliehen, wo er sich zwischen Büschen verbergen konte. Hier warf er sich ganz verzweiflungsvoll auf die Erde; ungewis, ob der Hunger, oder die Wilden, ihn tödten würden.

Auf einmal hörte er ein Geräusch. Ein wildes Mädchen sprang aus dem Gebüsche hervor, sahe ihn da liegen, und stuzte. Anstat aber, daß sie ihm etwas hätte zu Leide thun sollen, sahe sie ihn freundlich an, und gab ihm durch Zeichen zu verstehen, daß er ihr folgen möchte. Er thats. Sie führte ihn in eine kleine Hütte; sprach ihm durch Lächeln Muth ein; sezte ihm allerlei Früchte vor, um seinen Hunger zu stillen, und zeigte ihm einen Wasserquel, aus dem er trinken könte. Und dabei liebkosete sie ihn so zärtlich! Bewachte ihn so treu, und war für sein Wohlergehn so liebreich bekümmert!

Und so lebten sie nun einige Monate hindurch; und wurden einander immer lieber. Sie erfanden auch bald eine Sprache, wodurch sie sich einander ihre Gedanken mittheilen konten. Da erzählte nun Inkle seiner Yariko (so hies das gute wilde Mädchen) oft etwas von seiner Vaterstadt; wie es da ganz anders, als in ihrer Wildnis sei; wie man da in grossen Häusern wohne, in Kutschen fahre, schöne Kleider trage, und was er alles mehr sagte. Wenn ich da mit dir wäre, sezte er dann hinzu, wie glüklich wolte ich dich machen!

Das gute Kind weinete denn vor Freuden, und lief oft nach dem Ufer hin, um zu sehen, ob noch kein Schif vorbei fahre, welches sie mitnehmen könte. Endlich erblikte sie eins, und kam eilends, ihren Inkle

davon

davon zu benachrichtigen. Das Schif, welches unterdes gelandet war, nahm beide auf, und sezte bald darauf seinen Lauf nach einer gewissen Insel fort, auf welcher Menschen, wie bei uns das Vieh, zu Markte gebracht werden. Hier fiel dem habsüchtigen Inkle ein, daß er auf seiner langen Reise gar nichts gewonnen habe, und daß er ärmer wieder nach Hause kommen würde, als er abgereiset sei. Das beunruhigte ihn sehr. Endlich gerieth er auf den abscheulichen Gedanken, seine arme Frau, die gute Yarika, als Sclavin zu verkaufen, um dadurch wenigstens zu etwas Gelde zu kommen. Vergebens fiel die Unglükliche vor ihm auf die Knie, weinete und flehte: nichts konte den Unmenschen erweichen. Grausamer! rief sie endlich aus: erinnere dich, daß ich schwanger bin, und erbarme dich wenigstens des Kindes, welches ich dir gebähren soll! Und was antwortete der Bösewicht? „Hört ihrs?“ rief er dem Kaufman, an den er sie verhandeln wolte, zu; „sie ist schwanger: also noch drei Pfund Sterling mehr für das Kind, welches sie zur Welt bringen wird!“ Der Kaufman gabs, und der Unmensch gieng mit dem Gelde davon.

Hier hielt der alte Ehrenreich ein, und die Kinder, welchen die hellen Thränen in den Augen standen, konten eine Zeitlang gar nicht reden; so gerührt waren sie. Endlich fragte der Alte: nun, Kinder, möchtet ihr den Inkle wohl zu eurem Freunde haben?

Bewahre der Himmel! antworteten die Kinder; das muste ja ein abscheulicher Mensch sein: wer wolte damit etwas zu thun haben?

Ihr habt recht, fuhr Ehrenreich fort: eben so denken andere Leute auch. Keiner kan einen undankbaren Menschen ausstehen. Vermeidet also, meine Kinder, vermeidet ja auf das sorgfältigste dieses und alle die andern Laster, vor welchen ich euch gewarnt habe. Denn euer ganzes Glük hängt davon ab, daß die Leute, mit denen ihr leben müsset, euch wohl wollen und euch lieben; und das werden sie gewis thun, wenn auch ihr ihnen zeiget, daß ihr sie liebt, und ihnen wohlzuthun bereit seid.

Vornämlich aber sucht euch die Leute zu Freunden zu machen, und zu behalten, die mit euch unter einem Dache wohnen. Diese haben die meisten Gelegenheiten, euch zu dienen und zu helfen, und euch das Leben angenehm zu machen. Eure Eltern sind schon von selbst geneigt, euch zu lieben; aber wenn ihr sie nicht wieder liebet, und ihnen nicht gehorsam wäret: so könten sie auch anfangen, gleichgültig gegen euch zu werden; und wenn andere sehen solten, daß ihr eure Eltern nicht liebtet, die euch so viel Gutes gethan haben: so würden sie euch, und zwar mit Recht, für undankbar halten, und dann würde euch kein Mensch mehr lieben können. Denn denket nur, wie sauer ihr euren Eltern bisher geworden seid! Eure Mutter muste euch mit Schmerzen gebähren; muste, so lange ihr

klein

klein waret, unbeschreiblich viel Ekel und Ungemach um eurentwillen ertragen; muste, so wie euer Vater, beständig für euch wachen, damit ihr nicht zu Schaden kämet, und beide musten für euch arbeiten, um etwas zu erwerben, wovon sie euch speisen, kleiden und erziehen könten. Wenn ihr nun für das alles sie nicht lieben woltet: würde das nicht der gröste Undank von der Welt sein?

Aber nicht blos Undank, sondern auch ausserordentliche Dumheit wäre es, wenn ihr eure Eltern nicht recht herzlich lieben und ihnen folgen woltet. Sie sind so viel älter, als ihr; sie haben so viel Erfahrung; sie können euch so manches Gute lehren; sie machen euer Glük zu dem ihrigen; und wer könte sie zwingen, das alles für euch zu thun, wenn sie es nicht freiwillig und aus Liebe thäten? Scheinen sie euch ein wenig hart zu sein, indem sie euch etwas untersagen, oder euch strafen: so denket immer, daß sie das aus weiser Liebe thun, und daß sie euch gewis kein Misvergnügen verursachen würden, wenn sie nicht überzeugt wären, daß es zu eurem Besten gehöre. Denn es ist unmöglich, daß Eltern ihren Kindern, ohne Ursach, etwas zuwider thun, oder sie hassen solten; und wenn ich es vor Augen sähe, so glaubt ichs nicht. Es wäre eben so viel, als wenn einer sich selbst hassen wolte.

Auch eure Lehrer haben ein vorzügliches Recht auf eure Liebe, und auf eure Folgsamkeit. Denn sie

lieben euch selbst eben so aufrichtig, als eure Eltern, und suchen auch eben so sehr, als sie, euer wahres Beste zu befördern. Es würde daher sehr undankbar von euch gehandelt sein, wenn ihr sie nicht wieder lieben, sondern durch Ungehorsam betrüben wolltet. Auch würde das euch selbst am meisten zum Schaden gereichen. Denn, wenn ihr das väterliche Wohlwollen eurer Lehrer verwirkt hättet, so würden sie euch nicht mehr mit eben der Freudigkeit, wie bisher, unterrichten können; und dann würde euch das Lernen, welches euch jezt so viel Vergnügen macht, gar sehr beschwerlich fallen. Bemühet euch daher, so viel ihr könt, euren Lehrern Freude zu machen: so werden sie auch darauf bedacht sein, euer eigenes Vergnügen zu befördern.

Habt ihr Geschwister oder Schulfreunde, so bedenkt, daß auch diese euch viel Vergnügen oder Misvergnügen machen können, je nachdem ihr von ihnen geliebt oder gehaßt werdet. Liebt ihr euch unter einander, und sucht ihr einer den andern glüklich zu machen: so werdet ihr gern beisammen leben; Liebt ihr euch aber nicht, so denkt selbst, was das für ein elendes Leben ist, wenn ihr nothwendig eine lange Zeit mit einem Menschen umgehen müsset, den ihr nicht liebet, und von dem ihr selbst nicht geliebet werdet. Ueberdem ist ein Bruder, oder ein Hausfreund auch immer eher im Stande, uns zu helfen, als andere; denn er kent unsere Umstände am besten, und unser Glük ist auch ihm nüzlicher,

als

als andern. Es mus uns daher sehr daran gelegen sein, von ihm geliebt zu werden.

Habt ihr endlich, wenn ihr werdet gros geworden sein, auch Gesinde, so last sie vor allen Dingen merken, daß ihr ihnen gern wohl thut. Ihr wist, ihr könt nicht immer bei ihnen sein. Verlast ihr euch blos auf den Lohn, den ihr ihnen gebt, so werden sie auch nur so viel arbeiten, als nöthig ist, um zu verhindern, daß ihr sie nicht abschaft. Sehen sie hingegen, daß ihr billig, mitleidig, gütig, wohlthätig gegen sie seid: so werden sie von selbst alles thun, was zu eurem Besten gereicht. Denn da denken sie gewis: wird unser Herr noch glüklicher, noch reicher und vergnügter, als er jezt ist; so wird er uns auch immer mehr wohl thun, da er schon jezt so gut ist. In eurem Hauswesen müsset ihr also vor allen Dingen euch überal durch Dienstfertigkeit, Güte, Wohlthätigkeit nnd Dankbarkeit Freunde zu machen suchen: und auch ausser eurem Hause müst ihr jederman zu gewinnen suchen, damit jederman euch wieder diene, wenn er kan.

Und glaubt nicht, daß das blos die Reichen und Grossen können. Der ärmste, der geringste Bettler kan euch oft den allerwichtigsten Dienst erweisen; und gemeiniglich pflegen solche Leute noch erkenntlicher und dienstfertiger, als die Reichen, zu sein.

Das hat mein Vetter, der Amtman zu Neuendorf, wohl erfahren, fiel hier der Nachbar Gutwil ein. Der würde jezt ein armer Mann sein, wenn er nicht einen Bettler zum Freunde gehabt hätte. Wie so? fragte Ehrenreich. Ich wils euch erzählen, antwortete der Nachbar.

Vor einigen Jahren kam oft ein armer Mann in das Dorf, wo mein Vetter Amtman ist, um Almosen zu suchen. Seine unverschuldete Armuth, und seine gänzliche Unfähigkeit zur Arbeit, bewoge meinen Vetter, ihm von Zeit zu Zeit eine Wohlthat zu reichen. Wer hätte nur denken sollen, daß der arme Mann jemals im Stande sein würde, ihm wieder zu dienen? Und gleichwohl geschah's. Mein Vetter hatte einmal einen Beutel voll Geld auf der Post erhalten, wofür er Getraide aufkaufen solte, und hatte es in seinen Schrank gelegt. Es fügte sich, daß ich eben bei ihm war. Des Abends, da wir uns zu Bette legen wolten, wurde noch gepocht, und bei Eröfnung der Thür kam der arme Mann ganz ausser Athem hereingelaufen. Er berichtete meinem Vetter, er habe vor einer Stunde ein paar Spizbuben im Walde belauscht, welche sich beredet hätten, ihm diese Nacht die Scheune in Brand zu stekken, um alsdann unter dem Lärmen sich in das Haus zu schleichen, und ihm sein Geld zu rauben. Jener versammelte in dieser Noth alle seine Freunde, und verstekte uns bei der Scheune. Kaum hatten wir da eine Stunde gewartet, so kamen die Diebe, und wolten das Feuer

wirk-

wirklich anlegen. Wir ergriffen sie aber, und sie wurden beide hingerichtet.

Wäre mein Vetter nun gegen den Armen nicht so mitleidig gewesen, so hätte sich dieser vielleicht aus Verzweiflung selbst zu den Mordbrennern geschlagen, oder wäre wenigstens nicht gekommen, den Amtman zu warnen, und der wäre nun wohl eben so arm, als der Vetter selbst. Wie gut ist es also, in allen Ständen Freunde zu haben!

Ja wohl gut! versezte Ehrenreich. Last euch also genug sein, daß einer ein Mensch ist, um ihm zu helfen, wenn ihr könt. Last ihr die Armen in der Noth, so werden sie bald aus Hunger und Verzweiflung genöthigt werden, euch zu bestehlen; helft ihr ihnen aber, so können sie euch selbst wieder auf tausenderlei Arten nüzen.

Und wenn ihr nun auch nicht immer einen sichtbaren Nuzen davon hättet, würde die Freude, einem Unglüklichen geholfen zu haben, nicht allein schon Belohnung genug für euch sein können? Erinnert euch an die Geschichte von dem armen Greis, (*) die euch so wohl gefallen hat, und sagt mir: möchtet ihr nicht eure liebsten Spielsachen darum geben, um derjenige zu sein, der diesen alten armen Mann kurz vor seinem Tode erquikte?

O ja,

(*) Siehe Gellerts Fabeln.

O ja, o ja! riefen die Kinder. — Ich wolte, sagte Carl, daß uns einmal ein solcher Greis begegnete; ich wolte ihm gern den blanken Thaler geben, den ich von meinem Onkel geschenkt gekriegt habe! Und ich meine rothe Schreibtafel, rief Jacob. Und ich mein Kegelspiel, sagte Hänschen.

Ihr habt recht, Kinder, antwortete Ehrenreich; so ein Vergnügen kan man nicht leicht zu theuer bezahlen. Auch pflegt uns dasjenige, was wir den Armen geben, gemeiniglich auf irgend eine andere Weise wieder ersezt zu werden. Denn Gott läst es denen wohlgehen, welche sich der Nothleidenden annehmen. — Ich will euch bei dieser Gelegenheit die Geschichte von dem gutherzigen Wilhelm erzählen.

„ Seit acht Tagen schien dieser Knabe einen ganz
„ ungewöhnlichen Appetit zu haben: ohngeachtet er
„ sonst immer sehr mäßig im Essen gewesen war. Wenn
„ des Morgens das Frühstük ausgetheilt wurde, so hat
„ er jedesmal, daß man ihm doch ein recht grosses But-
„ terbrod geben mögte; und wenn er es bekommen hat-
„ te, so machte er sich immer ein Gewerbe, um
„ damit hinaus zu gehn. Nach einer Weile pflegte
„ er dann wieder zu kommen, um sich noch ein
„ Stük troknes Brod auszubitten, weil er, wie er
„ sagte, noch gar zu hungrig wäre. Die Mutter
„ konte nicht begreifen, woher er auf einmal einen

so

„ so starken Appetit bekommen habe; und nahm sich
„ vor, ihn zu beobachten.

„ Am folgenden Morgen, da er sein Butter-
„ brod erhalten hatte, und, wie gewöhnlich, wie-
„ der damit hinaus gieng, sahe sie ihm durchs Fen-
„ ster nach, und da bemerkte sie, daß er ganz leise
„ an der Mauer hinschliech und an ein kleines Fen-
„ ster in des Nachbars Hause klopfte. Dieser Nach-
„ bar war ein armer Schuster, der seit vierzehn Ta-
„ gen krank lag, und dessen sechs kleine Kinder un-
„ terdes oft Hunger leiden musten.

„ Kaum hatte Wilhelm angeklopft, so guk-
„ te ein kleiner Knabe mit bleichem Gesichte und in
„ zerrissenen Lumpen zum Fenster heraus. Dem
„ reichte Wilhelm stillschweigend sein Butterbrod
„ hinauf: und lief dann geschwind wieder zurük
„ nach Hause.

„ Der Mutter, welche dieses sah, rolte eine
„ süsse Freudenthräne über die Wange; aber sie be-
„ schlos, bei dieser Gelegenheit zu versuchen, wie
„ weit ihr Sohn es im Guten wohl schon ge-
„ bracht habe? Ob er auch wohl schon tugendhaft
„ genug sei, zu ertragen, daß ihm um einer guten
„ Handlung willen Unrecht geschähe?

„ Es währte nicht lange, so trat er wieder ins „ Zimmer, und bat sich, wie gewöhnlich, noch „ ein Stükchen troknes Brod aus „ Bist du „ denn unersätlich? „ fragte ihn die Mutter, und „ stellte sich, als wenn sie unfreundlich darüber „ wäre.

„ O sei nicht böse, liebes Mütterchen, ant„ wortete Wilhelm; nur noch so ein klein Stük„ chen blosses Brod! „

„ Geh, sagte die Mutter, du wirst ein Viel„ fras werden! Ich werde dir nichts mehr geben. „

„ Wilhelm gieng, ohne weiter ein Wort zu „ sagen, und sezte sich an den Tisch, um in ei„ nem Buche zu lesen. Da konte die Mutter sich „ länger nicht mehr halten vor Freude und Liebe; „ sie ris ihn heftig in ihre Arme, drükte ihn fest an „ ihren Busen, und benezte sein Gesicht mit Thrä„ nen. Wilhelm wuste nicht wie ihm geschahe„ Mein Goldsohn! rief sie endlich aus; mein theu„ res Kind! ich habe gesehen, welchen Gebrauch „ du von deinem Butterbrod gemacht hast, und bin „ entzükt darüber, einen Sohn zu haben, der das „ Elend seiner Nebenmenschen fühlen kan, und es zu „ lindern sucht. — Aber sage mir, guter Wilhelm „ warum du mir ein Geheimnis daraus macheſt?

Wilhelm antwortete: weil du mir oft gesagt „ hast, daß man von so etwas nicht viel Redens ma„ chen müsse? „

„ Schon recht, mein Kind, erwiederte die Mut„ ter; aber mir hättest du es schon sagen können. „ Dann würde ich dich in den Stand gesezt haben, der „ nothleidenden Familie mehr, als dein blosses But„ terbrod, zu bringen. „

„ Da erzählte Wilhelm seiner Mutter, was er „ von der grossen Noth dieser armen Leute wuste; „ und zur Belohnung seiner Gutherzigkeit ward ihm „ erlaubt, alle Tage mit dem Bedienten hinzugehn, „ und ihnen einen Korb voll Speisen und einige ab„ gelegte Kleidungsstükke zu bringen. Seine Freude „ darüber war unbeschreiblich; und die Dankbar„ keit, welche der arme Schuster und seine Kinder „ gegen ihren kleinen Wohlthäter empfanden, drük„ ten sie mehr durch Thränen, als durch Worte, „ aus. Alle, welche davon hörten, gewannen den „ gutherzigen Wilhelm lieb, und suchten ihm ihre „ Freundschaft zu erkennen zu geben. Er war die „ Freude seiner Eltern, und das Muster, welches „ alle Väter und Mütter ihren Kindern zur Nach„ ahmung empfahlen. „ —

Nun, Kinder, fuhr hierauf Ehrenreich fort, wie gefält euch dieser Wilhelm?

„Ach! allerliebst!„ riefen die Kinder, welche noch ganz gerührt von der Erzählung waren.

Wohl! sagte Ehrenreich; so such ihm dann ähnlich zu werden; und damit ihr zum Wohlthun immer etwas übrig haben möget; so haltet das Eurige sorgfältig zu Rathe. Und wenn ihr dann zu dieser Absicht etwas erspart habt: so kauft euch dafür die grosse himlische Freude, welche in dem Gedanken liegt, dem Nothleidenden sein Elend erleichtert zu haben. Fragt nicht erst, wer derjenige sei, dem ihr helfen wolt; nicht nach seinem Stande, auch nicht nach seiner Religion: sondern begnügt euch blos damit, zu wissen, daß er ein Mensch sei. —

Ja, auch gegen euer Vieh must ihr mitleidig sein. Denn auch die Thiere haben Empfindungen von Schmerz und von Vergnügen: und wer wolte wohl so unbarmherzig sein, sie ohne Noth elend zu machen? Hierzu kömt euer eigener Vortheil; denn wenn ihr euer Pferd übertreibt, euren Ochsen zu viel arbeiten lasset; oder ihnen nicht das nöthige Fütter gebt: so macht ihr sie nicht allein zur Arbeit untüchtig, und sezt euch in Gefahr, sie zu verlieren; sondern wenn auch andere sehen, daß ihr gegen euer Vieh hart und grausam seid, so hoffen sie immer weniger von euch, und sind immer weniger eure Freunde; weniger geneigt, euch zu dienen. Auch werdet ihr finden, daß das Vieh

selbst

selbst gewissermaßen dankbar gegen uns ist; wenn wir ihm das Leben angenehm zu machen suchen. Ein Hund, eine Kaze, ein Vogel, u. s. w. wissen ihre Wohlthäter recht gut von andern zu unterscheiden, und suchen durch Folgsamkeit und Schmeicheleien ihnen wieder Freude zu machen. Von der Dankbarkeit eines Löwen wird eine sonderbare Geschichte erzählt; wolt ihr sie hören, Kinder?

Ach ja! ach ja! riefen die Kinder; und Ehrenreich erzählte:

Zu Rom war einem ein Knecht, Namens Androkles, entlaufen. Dieser hatte sich, um nicht entdekt zu werden, in einer Höhle im Walde versteckt. Da kam in dieselbe Höhle ein grosser Löwe, der ganz entsezlich brülte, und den einen Fus in die Höhe hob. Androkles glaubte anfangs, er wolle ihn zerreissen, und zitterte und bebte. Da aber der Löwe ihm nichts zu Leide that, sondern nur fortfuhr zu brüllen, und den Fus aufzuheben: so wurde er endlich dreist genug, zu untersuchen, was doch wohl dem Thiere fehlen möchte? Er fand, er habe sich etwas in die Klaue getreten, und zog es ihm heraus. Nach einigen Jahren wurde der entlaufene Androkles wieder erhascht, und solte, wie es damals die grausame Mode war, zur Strafe seiner Entlaufung von wilden Thieren zerrissen werden. Man führte ihn schon auf den Plaz, wo dieses geschehen solte, und lies einen grimmigen Löwen

auf ihn los. Dieser kam brüllend ihm entgegen; aber in dem Augenblikke, da man erwartete, daß er ihn zerfleischen würde, sahe man auf einmal die wunderbarste Veränderung. Stat ihn zu zerreissen, wedelte er mit dem Schwanze, und blieb liebkosend beim Androkles stehen. Alle Zuschauer erstaunten, und wusten nicht wie das zugienge. Aber Androkles, der den Löwen für den erkante, dem er einstmals die Klaue geheilt hatte, erzählte ihnen die Geschichte. Da konten diejenigen, die ihn zum Tode verurtheilt hatten, sich nicht enthalten, ihm das Leben, und den dankbaren Löwen dazu zu schenken.

Nun, Kinder, bei dieser Erzählung könt ihr euch recht lebhaft erinnern, wie gut es sei, auch gegen die Thiere mitleidig und wohlthätig zu handeln.

Wenn ihr nun alles das thut, was ich euch gelehrt habe; so werdet ihr gewis ein glükliches Leben führen. Es wird euch zwar auch zuweilen etwas Unangenehmes begegnen. Ihr werdet manchmal andern Dienste oder Gefälligkeiten erweisen, ohne einen sichtbaren Nuzen davon zu haben. Denn nicht alle Menschen, die um euch sind, sind gut und klug genug, um dankbar und dienstfertig zu sein; allein die meisten sind es gewis. Werdet deswegen nicht gleich hart und unfreundlich, wenn euch zuweilen einer mit Undank belohnt. Besäet doch der Landman sein Feld immer wieder, wenn

wenn schon manchmal ein Miswachs eingefallen ist. Auch wird euch oft ein Unglük begegnen, das ihr nicht verhindern könt. Allein ein solch Unglük wird euch immer leichter sein, als das, das ihr euch selbst zugezogen habt! denn jederman wird euch beklagen und helfen, wenn ihr nicht selbst Schuld an eurem Leiden seid. Seid ihr aber selbst Schuld daran, so verachtet und verspottet euch der gröste Theil; keiner hat Mitleiden mit euch; die wenigsten, vielleicht keiner, werden euch beistehen und ihr werdet euch euer Unglük noch selbst durch die schmerzlichsten und bittersten Vorwürfe vergrössern.

Mit diesen Worten stand er auf: und weil es schon spät war: so begaben sich alle zur Ruhe.

Viertes Abendgespräch.

Von dem Gewissen und der Religion.

Ohngeachtet Ehrenreich ein so rechtschaffener Mann war, daß er, wo er nur konte, allen Menschen Freude zu machen suchte: so fehlte es doch nicht an bösen Leuten, welche ihn ins Unglük zu stürzen trachteten. Einer derselben, der auf seinen Tod hofte, um alsdann sein Amt zu erhalten, konte die Zeit nicht erwarten, da ihm der gute Greis Plaz machen würde, und suchte ihm daher die Ungnade des Fürsten zuzuziehen, damit er seines Amts entsezt würde. Mit Wahrheit konnte er ihm nichts Böses nachsagen; er muste sich also aufs Lügen legen. Es gelang ihm auch, den Fürsten zu bereden, daß Ehrenreich bei Verwaltung seines Amts ihn oft betrogen, und sich selbst dadurch bereichert habe; und der Fürst, der darüber aufgebracht wurde, wolte schon Befehl ertheilen, daß man den unschuldigen Greis ins Gefängnis werfen solte. Aber weil er ein weiser und gerechter Regent war: so wuste er sich noch zu rechter Zeit zu mäßigen, und

und nahm sich vor, die Sache am andern Tage erst noch genauer zu untersuchen.

Indes verbreitete sich schon das Gerücht, daß Ehrenreich, als ein Betrüger, abgesezt und ins Gefängnis gelegt werden solte. Eine Nachricht von solcher Erheblichkeit konte ihm selbst nicht lange verborgen bleiben. Er hörte sie, aber ohn in seiner Gemüthsruhe im geringsten dadurch gestört zu werden; und fand sich gegen Abend, als wenn gar nichts vorgefallen wäre, mit seiner gewöhnlichen Heiterkeit wieder bei der Linde ein. Gutwil war zwar auch herbei gekommen, aber in der Vermuthung, seinen unglüklichen Nachbar entweder gar nicht, oder doch wenigstens sehr niedergeschlagen und bekümmert vorzufinden. Wie muste er sich nicht wundern, da er den lieben Alten eben so heiter und so vergnügt erblikte, als er ihn immer zu sehen gewohnt war!

Nun, bei meiner Treue! Nachbar, sagte er, das begreife ich doch in der That nicht, wie ihr heute ein so vergnügtes Gesicht machen könt! In solcher Gefahr, und doch so ruhig sein; das ist mir zu hoch.

Wie so, lieber Gutwil, erwiederte der Alte; halter ihr mich etwa auch für schuldig?

„Ob ich euch dafür halte? Bei Gott! ich weis, daß ihr so unschuldig seid, als ein Kind in Mutterleibe. Aber wenn der Fürst euch nun für schuldig hält? Wenn ihr abgesezt, ins Gefängnis geworfen werdet? Und eure armen Kleinen hier — „

Die Thränen stürzten ihm aus den Augen.

Guter, mitleidiger Mann! erwiederte Ehrenreich, und drükte ihm liebreich die Hand. Unser Fürst ist zu gerecht; glaubt mir, es wird so leicht keine Noth haben. Und wärs nun auch, daß die Lüge siegte, dünkts euch dann ein so erschrekliches Unglük zu sein, unschuldiger Weise einmal ein wenig Unrecht zu leiden? Freund! wens nur hier richtig ist (indem er auf die Brust zeigte) so hats keine Noth, so läst sich alles ertragen.

Lieben Kinder! (hier wandte er sich zu den Kleinen) ihr versteht noch nicht, was ich jezt gesagt habe: aber gebt Acht, ich wills euch erklären. Ich will euch sagen, warum ihr mich heute so ruhig seht, ohngeachtet ich von einer grossen Widerwärtigkeit bedroht werde; damit ihr es auch sein könt, wenn euch in eurem Leben einmal etwas ähnliches begegnet.

Ihr

Ihr habt gehört, daß alles, was ihr thun solt, euch blos deswegen befohlen wird, weil ihr dadurch euch wirklich glüklich macht; und ich habe euch überal gezeigt, wie ihr euch dadurch glüklich macht. Aber von eurer Glükseligkeit, die ihr euch erwerben könt, wenn ihr allen meinen Ermahnungen folgt, habe ich euch noch nichts gesagt: und diese ist gerade diejenige, die ich jezt selbst empfinde, und die mich bei der Gefahr, welche mich bedroht, wie ihr seht, so unerschrokken und so ruhig erhält.

Das ist ein gutes Gewissen, oder das Bewusisein unserer Unschuld. Ein köstlicher Schaz, ihr Kinder! So lange wir den besizen, können wir nicht unglüklich sein, es mag uns auch gehen, wie es wolle. Haben wir ihn aber einmal verlohren, dann fangen wir an, wahrhaftig elend zu sein.

Der Gedanke nämlich, daß wir dasjenige, was wir leiden, uns durch unsere eigene Schuld zugezogen haben, ist weit quälender, als alles, was wir wirklich leiden. Das Bewustsein hingegen, daß wir unsere Widerwärtigkeit nicht selbst verschuldet haben, macht uns ruhig und getrost, so wie ihr es jezt an mir seht.

Ich erinnere mich noch immer mit Vergnügen an einen Mann, durch dessen Beispiel ich zuerst lernte, was für eine unschäzbare Sache ein gutes Gewissen sei. Es war ein Pfarrer, der nun schon lange tod ist, und dessen Unterricht ich es gröstentheils zu verdanken habe, daß ich schon als Jüngling, die Tugend lieb gewan. Ein rechtschaffener Man, und gewis so klug und gut als einer! Dieser hatte einmal das Unglük, auf der Kanzel vom Schlage gerührt zu werden. Er kam zwar wieder zu sich, aber er blieb gelähmt, so lange er lebte. Ich besuchte ihn täglich, und ich gestehe es, ich konte mich der Thränen nicht enthalten, so oft ich den rechtschaffenen Man da liegen sah. Aber wenn er anfieng zu reden, so war in dem Augenblik alle meine Traurigkeit dahin. Er sprach von seinem Unglük mit so vieler Gelassenheit; er erinnerte sich mit so vieler Freude an jede gute That seines Lebens; er war so vergnügt, wenn er sah, wie zärtlich seine Frau, seine Kinder, seine Freunde um ihn besorgt waren, daß man ihn unmöglich für unglüklich halten konte, und daß man, stat ihn zu tröstен, von ihm selbst getröstet wurde. Was weinet ihr? sagte er mit der heitersten Miene. Ihr wist ja, daß ich dieses Unglük mir nicht selbst zugezogen habe; es wird bald vorüber gehen, wenigstens wird es mich nie ganz darnieder schlagen, nie aller Glükseligkeit berauben. Seine Freudigkeit daurete bis zu dem lezten Hauch seines Lebens.

Indem

Indem Ehrenreich so redete, kam ein Bedienter des Fürsten, und brachte ihm einen Brief. Er erbrach ihn mit vieler Gelassenheit, und las:

„Mein lieber Ehrenreich, ich habe euch beleidiget,
„ indem ich einem niederträchtigen Verläumder
„ einen Augenblik Glauben beimas. Der Böse-
„ wicht ist entlarft, und eure Unschuld geret-
„ tet. Vergebet eurem feine Uebereilung bes-
„ reuenden und euch aufrichtig liebenden Für-
„ sten.

Nun, Nachbar, rief hierauf Ehrenreich aus, sagte ich nicht, daß unser Fürst ein gerechter Herr sei, und daß es so leicht keine Noth mit mir haben würde? Und gesezt, es wäre ihm nicht gelungen, die Bosheit meines Verläumders zu entdekken! so würde ich ihn und diesen zugleich bedauret haben; ihn wegen seines Irthums, diesen wegen seiner Bosheit: mich selbst aber würde ich, auch im Gefängnis und in Banden, für glüklicher, als beide, gehalten haben. Seht, Kinder, so viel ist ein gutes Gewissen werth! Wer es hat, der besorgt nicht leicht etwas Böses; und widerfährt ihm demohngeachtet etwas Unangenehmes; so weis er es mit Gelassenheit zu ertragen. Wünscht ihr euch nun eben diese Gemüthsverfassung: so bemüht euch, immer so gesint zu sein, und so zu leben, wie ich euch gelehrt habe.

Doch,

Doch, Kinder, — ich mus euch nur sagen, sonst würdet ihr mich für einen alten Betrüger halten — so freudig und glüklich, als mein Freund, der Pfarrer, mitten unter seinen Leiden war, und als ihr diesen Abend mich selbst gesehen habt, könt ihr dennoch nicht werden, wenn ihr nicht noch mehr wisset, und mehr thut, als was ich euch bisher gelehrt habe. Ich habe euch nur gelehrt, wie ihr es anfangen müsset um euch nicht selbst unglüklich zu machen. Aber es giebt so viele Fälle, die ihr nicht voraussehen, so vieles Elend, das ihr durch eure Kräfte nicht abwenden könt; und Unglük ist immer Unglük. Zwar ein unverschuldetes Unglük ist weniger schmerzlich, und leichter zu ertragen, als dasjenige, welches wir uns selbst zugezogen haben; aber schmerzlich bleibt auch dieses doch immer.

Und nicht allein schmerzlich, wenn es da ist, sondern auch dann schon, wenn man es blos befürchtet, blos als möglich denkt. Wenn einer seinen Garten bestelt, und denkt: wer weis, ob der Flus ihn nicht Morgen überschwemmen wird? Wenn einer sich des Abends zu Bette legt, und denkt: wer weis, ob ich diese Nacht nicht vielleicht von Räubern werde überfallen, und ermordet werden? oder, wer weis, ob nicht diese Nacht mein Haus und alles das Meinige in Feuer aufgehen werde? Dann, o Kinder! dann wird ihm weder sein Garten, noch sein Haus mehr Freude ma-

machen können. Und wo ist ein Mensch, der ihm dafür bürgen kan, daß er dieses, oder ein ähnliches Unglük, nie erleben werde? Und, wenn das auch einer könte, wie fürchterlich müste ihm doch immer die Erwartung des Todes sein? Ich baue meinen Garten vielleicht für andere? Ich muß vielleicht diese Nacht mein Haus verlassen; mich von meinen Eltern, von meinen Freunden, von allem, was mir lieb ist, getrennet sehen! Und wie wird es dann mit mir werden? — Beobachtet alles, was ich euch bisher sagte, noch so genau, Kinder, diese Furcht werdet ihr nie dadurch vertreiben können.

Aber freuet euch: es giebt ein Mittel, wodurch ihr sie vertreiben könt! Etwas davon habt ihr bald hie, bald da, schon gehört; aber es ist nöthig daß ihr es recht wist: denn nunmehr seid ihr in einem Alter, da ihr es schon fassen könt.

Vernehmet also mit Aufmerksamkeit und Freude — es ist ein Gott! — Ein Gott, der uns, und alles was da ist, erschaffen hat, und erhält; ein Gott, der alles weis und alles sieht, was wir denken und thun, ein Gott, der uns nie unglüklich werden läst, wenn wir uns nicht selbst unglüklich machen! Das ist der Gott, der die schöne Sonne gemacht hat, die unsere Erde so lieblich erleuchtet und erwärmet; der im Frühlinge das Gras; die Blätter und die Blumen wachsen

läst,

läst, im Sommer alle die herrlichen Früchte und Gewächse, die uns ernähren und durch Wohlgeschmak erfreuen; der den Thau, den Regen und den Wind entstehen läst, ohne welche nichts wachsen, nichts gedeien würde! Das der GOtt, der die Erde für uns und die andern Geschöpfe zu einem so angenehmen Aufenthalte gemacht hat; auf dessen Befehl die Vögel so lieblich singen, die Quellen rauschen, die Blumen duften, und bei schwüler Hize die sanften Westwinde uns erfrischen müssen! Das der GOtt, der unsern Leib und seine Glieder so wunderbar gebildet, und unserer Sele das Vermögen, zu empfinden, zu denken, und sich zu freuen, gegeben hat. —

Ein GOtt, der uns so viel Gutes giebt, solte der uns hassen, uns unglüklich machen können? Nein Kinder, nimmermehr! Ihm also vertraut; und fürchtet nichts. Nichts geschieht ohne seinen Willen, und sein Wille ist, daß ihr glüklich sein solt, wenn ihr euch nicht selbst unglüklich macht. Nun können wir, wenn wir gute Menschen sind, alle Wege ruhig sein, können ohne Furcht und ohne Sorgen uns an jedem Abend schlafen legen; weil ein so mächtiges und so gütiges Wesen für uns wacht, und uns beschüzet.

„Aber, lieber Vater, fragte Hänschen, wo „ist denn GOtt? “

Er ist hier, mein Kind, antwortete Ehrenreich; hier und an allen Orten, ohngeachtet wir ihn nicht sehen können. Das macht, er ist ein unsichtbares Wesen, welches keinen solchen Leib hat, als wir haben, den man anschauen und betasten kann.

„ Wie weis man denn aber, fragte Jacob, „daß er hier ist, wenn man ihn nicht sehen kan?“

Höre, mein Sohn, antwortete Ehrenreich, hast du jemals meine Sele gesehen?

„ Nein! “

Aber glaubst du nicht, daß ich wirklich eine Sele habe: und daß sie hier zugegen sei?

„O ja, das glaub ich.“

Und warum glaubst du das?

Jacob besan sich einen Augenblik; dan sagte er: „ weil ich euch reden höre. “

Weil du mich reden höreſt? Aber das Reden verrichtet ja eigentlich nicht meine Sele, sondern mein Mund und meine Zunge, welche Theile meines Leibes sind. — Vielleicht, weil du mich vernünftig reden

höreſt?

höreſt! Weil du hörſt, daß ich nicht blos Töne aus-ſpreche, ſondern ſolche Töne, wodurch Gedanken an-gezeigt werden? Meinteſt du nicht das?

„Ja; aber ich konte es nur nicht ſo ſagen.„

Nun gut; du glaubſt alſo, daß meine Seele hier zugegen ſei, deswegen, weil ſie hier etwas thut, etwas macht, nämlich die Gedanken, welche von meinem Munde ausgeſprochen werden. Wenn du nun erführeſt, daß auch Gott hier, und an allen Orten in der Welt etwas thue, etwas mache; würdeſt du aus eben demſelben Grunde nicht über-zeugt ſein müſſen, daß auch 'er hier und an allen Orten zugegen ſei?

„Ja, das müſt ich, antwortete Jacob; denn wie könte einer an einem Orte etwas thun, wo er nicht zugegen wäre?„

Du haſt recht, mein Lieber, Nun ſo laß uns dann ſehen, ob Gott hier um und neben uns wirk-lich etwas thue, etwas verrichte? — Siehe ein-mal hier die groſſe Linde an, die ihre ſtarke Aeſte und Zweige rund über uns her verbreitet. Wer hat die wohl gemacht?

„I, die iſt ja aus der Erde gewachſen.„

„Ja, die ist ja aus der Erde gewachsen.“

Freilich ist sie das: aber die Erde mus doch wohl eine sonderbare Kraft haben, daß sie aus einem kleinen Samenkörnchen einen so großen Baum hervortreiben kan? Und wer giebt nun wohl der Erde diese Kraft, Gras, Kräuter, Gesträuch und Bäume aus ihrem Schoße hervorzutreiben? Aus eigenem Vermögen kan sie das doch nicht thun. Denn sie ist ja tod, und ihr wist, daß ein todtes lebloses Ding gar nichts machen kan.

Mit Gunst! lieber Nachbar, fiel hier der ehrliche Gutwil ihm ins Wort; das ist doch wohl nicht so ganz richtig. Seht einmal hier diese Taschenuhr an; die ist doch auch ein lebloses todtes Ding? Und kan sie demohngeachtet nicht etwas machen? Dreht sie nicht selbst den Zeiger herum, der die Stunden anzeigt?

Das thut sie, guter Freund, erwiederte Ehrenreich; aber würde sie das jemals von selbst gelernt haben, wenn kein Uhrmacher gewesen wäre, der sie so eingerichtet hätte? Im Grunde also ist es nicht die Uhr selbst, sondern vielmehr der Uhrmacher, der den Zeiger herum dreht, ohngeachtet er die Hand nicht mehr daran hat. Und wie lange würde euer Uhr gehen, wenn niemand da wäre, der sie von Zeit zu Zeit wieder aufzöge? Vier und zwanzig oder dreißig Stunden: dann stünde der Zeiger still!

Eben so, ihr lieben Kinder, ist es mit unserer Erde beschaffen. Nie würde sie von selbst die Kraft gehabt haben, etwas hervor zu bringen, wenn nicht GOtt diese Kraft in sie gelegt hätte: und würde nicht diese ihre Kraft augenbliklich wieder aufhören, wenn der unsichtbare GOtt sie ihr nicht erhielte? Im Winter ist sie gleichsam tod; ist sie, wie ein abgelaufenes Uhrwerk, welches stil steht! aber mit jedem neuen Frühling zieht der unendlich weise und mächtige Schöpfer derselben das Uhrwerk gleichsam wieder auf, daß es von neuem gehe, von neuem etwas wieder hervorbringe. Dan brechen Blätter aus Knospen hervor; dan öfnet sich der Schos der Erde, daß Gras, Kräuter und Blumen in unendlicher Mannigfaltigkeit hervorsprossen; dan stehet rund umher die Natur in ihrer ganzen ungeschwächten Jugendkraft wieder da, als wenn sie eben erst aus den Händen ihres Schöpfers hervorgekommen wäre! —

Aber nicht allein dis, sondern auch das bloße fortdaurende Dasein der Dinge, überzeugt mich von der ununterbrochenen Mitwirkung desjenigen Wesens, welches alles hervorgebracht hat. Hörte dieses Wesen einmal auf, alle diese Dinge im Dasein zu erhalten: so würden sie in demselben Augenblikke wieder in ihr Nichts zurük sinken, oder aufhören, da zu sein. GOtt wirket also in jedem Augenblikke auf ein jegliches Ding in der Welt: folglich mus er auch bei einer jeden Sache zugegen sein.

Freuet

Freuet euch also, ihr Kinder; und besorget, wenn ihr recht gehandelt habet, niemals etwas Böses: denn GOtt ist bei uns; wir mögen sein, wo wir wollen; wir mögen schlafen oder wachen. Und dieser GOtt wil uns gern glüklich machen, hier und in einem andern Leben nach dem Tode; wovon ich euch bald ein mehreres sagen wil. Er fodert dafür nicht mehr, als daß ihr alles das thut, was ich euch bisher gelehrt habe, und daß ihr dabei völlig auf ihn vertraut, und in allen euren Angelegenheiten zu ihm eure Zuflucht nehmt. Dieses, liebe Kinder, hat mein Freund, der rechtschaffene Pfarrer gethan, der, wie ich euch vorhin erzählte, bei der gröften Krankheit, bis an das Ende seines Lebens so freudig und so glüklich war.

Er sagte mir oft, ich würde in meinem Elende vergangen sein, wenn ich nicht zu meinem GOtt ein völliges Vertrauen gehabt hatte. Aber, sagte er, wenn ich betrübt werden wolte, so rief ich GOtt an, so klagte ich ihm insgeheim mein Leiden, und ich weis selbst nicht, wie es kam, ich wurde nach jedem Gebete so ruhig, so vergnügt, als wenn mir nichts fehlte.

So sagte mein Freund, und, Kinder! er hatte wahrlich recht. Glaubet einem alten Man, der es auch erfahren hat; das Gebet des Rechtschaffenen, der von GOtt alles erwartet, ihm allein vertraut; das Ge-

bet ist nie unerhört geblieben. Wenn uns auch GOtt schon nicht immer das giebt, um was wir ihn bitten, so giebt er uns gewis etwas bessers — nämlich Ruhe des Gemüths, Zufriedenheit mit unserm Schiksal, und die sicherste Hofnung, daß wir künftig noch weit glüklicher sein werden.

Wie könte er auch uns gerade das geben, was wir bitten? Wir bitten oft so unvernünftig um Dinge, die uns äußerst elend machen würden. Es war einmal ein Bauer in dem nächsten Dorfe, der glaubte, es wäre nichts besser, als Reichthum und vieles Geld. Vermuthlich hat er GOtt oft genug darum gebeten. Es mag nun aber sein, wie es wil, genug, er fand einmal einen Schaz von etlichen tausend Thalern auf seinem Akker. So bald er das Geld hatte, verkaufte er seinen Bauerhof, und zog in unsere Stadt. Er arbeitete nicht mehr; seine Frau that so wenig als er; die Kinder wurden liederlich; die Alten tranken und spielten den ganzen Tag. Kaum waren etliche Jahre vorbei, so fingen seine liederliche Söhne an, erst ihn, darnach andere zu bestehlen; der eine wurde erwischt und aufgehängt; der andere lief davon, und irt nun in der Welt herum; die Mutter kam wegen allerlei Ausschweifungen und Liederlichkeiten in das Zuchthaus; und der Vater starb endlich in der äußersten Armuth. Was nüzte diesem nun sein Geld? Um wie viel glüklicher würde er nicht gewesen sein, wenn er in seinem

vorigen

vorigen Stande geblieben wäre? Seht, Kinder, so wenig wissen wir oft, was wir wünschen.

GOtt weis allein, was uns glüklich machen kan, und den Rechtschaffenen und Guten macht er gewis glüklich. Ich war krank; da rief ich: GOtt, erbarme dich meiner; und ich wurde gesund. Ich war arm, da fiel ich nieder und betete; und GOtt half mir. Er schikte mir Gelegenheit, mir durch meine Arbeit aus dem Mangel zu helfen; und ich arbeitete und dankte ihm, und wurde getröstet und beruhiget. So gütig, liebe Kinder! so barmherzig ist unser GOtt, so lieb hat er uns. Und hätte er damals, da ich ihn anrief, mich auch nicht von meiner Krankheit und von der Armuth befreit, so würde ich deswegen an seiner Güte doch nicht gezweifelt haben. Ich würde daraus geschlossen haben, daß es mir gut sein müsse, noch länger krank, noch länger arm zu sein: und dieser Gedanke würde mich beruhigt haben.

Denn oft, ihr lieben Kinder, ist es uns wahrhaftig gut, eine Zeitlang unglüklich zu sein. Wie mancher wäre ein Bösewicht geworden, wens ihm immer gut gegangen wäre! Das Glük macht leicht übermüthig; aber die Noth bringt uns wieder zum Nachdenken über uns und unsere Pflichten. Ich selbst, meine Lieben, würde gewis viel schlimmer geworden sein, als ich bin, wens mir, besonders

in meinen jüngern Jahren, nicht zuweilen übel gegangen wäre. Aber weil ich sah, daß mir gemeiniglich etwas schlimmes begegnete, so oft ich nicht recht gehandelt hatte; so dachte ich: solst doch einmal sehen, ob es dir besser gehen wird, wenn du nichts als Gutes zu thun suchest. Und von der Zeit an, bin ich nie wieder wirklich unglüklich gewesen.

Zwar habe ich nachher auch wohl eine und die andere Widerwärtigkeit erlebt: aber diese wurden mir viel leichter zu ertragen, als vorher; und ich merkte auch bald, daß dergleichen Unfälle, die ich mir nicht selbst zugezogen hatte, am Ende zu meinem wahren Vortheil ausschlugen. Ich hatte z. E. einmal Gelegenheit, einem vornehmen Herrn bekant zu werden, der über See reisen wolte. Dieser hatte mich so lieb gewonnen, daß er mir versprach, mich zu einem reichen und angesehenen Man zu machen, wenn ich mich entschließen könte, ihn auf dieser Reise zu begleiten. Wer war bereitwilliger dazu, als ich? Schon wurden alle Anstalten zu unserer Abreise gemacht; als ich plözlich in eine langwierige Krankheit verfiel. Das schien mir nun ein großes Unglük zu sein: und es fehlte wenig, daß ich in meinem Unverstande nicht wider GOtt murte. Denn der vornehme Herr, der nicht länger warten konte, reisete ohne mich ab, und alle Hofnungen, die er mir gemacht hatte, waren dahin. Ich war untröstbar. Aber was erfuhr ich nach einigen Wochen? Daß das Schif, auf welchem ich mit fortreisen

solte,

solte, von Seeräubern angefallen und weggenommen worden sei, und daß man die ganze darauf befindliche Schifsgeselschaft in die Sclaverei geführt habe. Da erkante ich die Güte der göttlichen Vorsehung, und meine eigene Thorheit, daß ich diese Güte hatte in Zweifel ziehen können. Seit der Zeit bin ich immer mit meinen Schikfalen zufrieden gewesen, wenn ich auch nicht allezeit begreifen konte, wozu mir dieses oder jenes gut sein möchte.

Es würde auch in der That sehr vermessen sein, wenn man dis in jedem Falle zu begreifen verlangen wolte. Da müsten wir ja, wie der alwissende Gott, in die Zukunft sehen können, um zu wissen, was aus diesem oder jenem, welches uns begegnet, künftig einmal folgen werde. Und das hat der gute GOtt, aus sehr weisen Ursachen, vor uns verborgen.

Da ich in meinen jüngern Jahren auch einmal ein Unglük erlebte, von dem ich nicht begreifen konte, wozu es mir nüzen werde, suchte mich ein frommer und weiser Man, der mehr Erfahrung, als ich hatte, zufrieden zu sprechen. Er erzählte mir unter andern einen Traum, den ich nie vergessen werde, und an den ich nachher immer dachte, so oft mir etwas Widriges begegnete.

„Ob ich gleich, sagte dieser mein ehrwürdiger Freund, nichts eifriger suchte, als mich glüklich zu machen, und GOtt zu gefallen, so stieß mir doch auch einmal ein Unglük zu, das mich außerordentlich schmerzte. In meiner Betrübnis fieng ich an zu zweifeln: ob GOtt auch wirklich für die Menschen sorge, und sie glüklich machen wolle? Diese Zweifel presten mir die bittersten Thränen aus, und mit Thränen im Auge schlief ich ein. Da kam es mir im Traume vor, als ob ich auf einem Wege wäre, wo ich mich verirt hätte. Ich stund einige Zeit, ohne zu wissen, wo ich hin solte. Da kam ein Man zu mir, der mir den Weg zu zeigen und mit mir zu gehen versprach. Ich folgte ihm nach. Er führte mich an das Haus eines Mannes, der uns sehr wohl empfing, und der beste Man von der Welt zu sein schien. Als wir weggingen, sah ich, wie mein Begleiter einen schönen silbernen Becher, der auf dem Tische stund, mit weg nahm. Am zweiten Tage kehrten wir bei einem bösen Menschen ein, der uns kaum eine Ekke in seinem Hause zum Obdach lassen wolte, und der nichts that, als fluchen und zanken — kurz, der ein recht gotloser Man war. Bei dem lies mein Führer den Becher stehen, den er dem guten Man entwendet hatte. Am dritten Tage trafen wir wieder einen guten, frommen Man an, der uns alle mögliche Gefälligkeiten erwies; dem stekte mein Begleiter sein Haus in Brand. Mich schauderte vor der Bosheit. Allein weil ich den Weg nicht

allein

allein finden konte, muste ich meinem Wegweiser folgen. Dieser führte mich wieder zu einem vortreflichen Man, der die Gütigkeit selbst war. Mein Begleiter gab vor, er wisse den Weg nicht recht, und unser Wirth schikte seinen eigenen Sohn mit uns, damit wir ja nicht irren möchten. Kaum aber waren wir auf eine Brükke gekommen, so stieß er den Sohn unsers gütigen Wohlthäters in den Strom, daß er ertrank. Bei dieser abscheulichen That gerieth ich außer mir. O du Ungeheuer! rief ich, lieber wil ich in den einsamsten Wüsteneien umher irren, als länger an deiner Seite über einen Erdboden gehen, der dich alle Augenblikke zu verschlingen drohet. — Da ich noch redete, umleuchtete mich ein Glanz, und mein Führer nahm eine übermenschliche Gestalt und Würde an. Ich fiel zu Boden. Er aber richtete mich auf, und sprach: lerne die Wege der Vorsicht! Der Becher, den ich vor vier Tagen nahm, war vergiftet; darum entwendete ich ihn dem Guten, und gab ihn dem Bösen zur Strafe. Unter der Asche des Hauses, das ich in Brand stekte, liegt ein Schaz, den der wohlthätige Man, der uns so gütig aufnahm, finden, und womit er viel Gutes stiften wird. Der junge Mensch aber, welchen ich in den Strom stürzte, würde im kurzen seinen Vater ermordet haben, und durch seine Laster die Qual seiner Mutter geworden sein. Verehre GOtt, und überlas dich ihm allein; aber hüte dich, die Wege seiner Vorsehung beurtheilen zu wollen! —

So erzählte mir mein Freund seinen Traum. Und wenn ihr einmal ein wenig mehr Erfahrung bekomt, so werdet ihr an euch und an andern tausend Beispiele sehen, wie ein anscheinendes Glük, ein wahres Unglük ist; und hingegen viele Unglüksfälle die herrlichsten Wohlthaten GOttes sind.

Solte aber auch nichts als Unglük über euch verhängt sein; soltet ihr im Elende sterben müssen; so wird euch, seid ihr nur ohne eure Schuld unglüklich, noch immer ein Trost übrig bleiben, den nichts euch rauben kan. Ich mus euch diesen Trost bekant machen.

Kinder, wir sind unsterblich, wir vergehen niemals! Zwar dieser Leib von Fleisch und Knochen, der wird einmal sterben und verwesen: aber wir selbst, die wir diese Leiber bewohnen, werden alsdan in ein anderes Leben übergehen, wo wir ganz glüklich, ohne Krankheit, ohne Schmerzen, ohne Mangel, — ewig leben werden. Das hat uns GOtt versprechen lassen, wenn wir hier alles thun, was wir können, um recht gute Menschen zu werden. Diejenigen, welche das nicht thun, werden zwar auch ewig leben, aber es wird ihnen nicht wohl gehen, sondern sie werden da, wo sie alsdan hinkommen, für alle ihre Untugenden die verdiente Strafe leiden müssen.

Zu einer andern Zeit, ihr Lieben, wil ich euch sagen, woher ich dieses erfahren habe. Bis dahin glaubet mir auf mein Wort; oder seht vielmehr aus meinem ganzen Betragen, daß ich sehr zuverläßige Nachricht davon haben müsse. Ich bin nunmehr ein alter Man, und mein Leib wird nun bald sterben müssen. Ach, Kinder! wüste ich nun nicht, daß mein eigentliches Ich, meine Sele, unsterblich sei; wüste ich nicht, daß der gute GOtt, der es mir schon hier in dieser Welt hat so wohl ergehen lassen, auch nach meines Leibes Tode sich meiner annehmen, mir helfen, mich glüklich machen werde: wie elend würde ich dan sein? — Aber ich weis es, so gewis weis ich es, als ich jene Sterne am hohen Himmel funkeln sehe! Ich werde leben, und unendlich glüklicher leben, als alle Könige der Erde mich zu machen im Stande sind.

Auch ihr, meine Kinder, auch ihr werdet einmal mir in dieses bessere, ewige Leben nachfolgen, wenn ihr euch bemüht, gute, rechtschaffene Menschen zu werden. Dan werden wir uns wieder sehen, uns wieder lieben, und die Freude über uns, über unser Glük, und über den lieben guten GOtt, der uns wieder vereinigte, wird von unendlicher Dauer sein.

Liebste Kinder! Last mich, o last mich diesen Trost mit in mein Grab nehmen; den Trost, daß ihr

eurem

eurem alten Vater, eurem Freunde, der euch so treulich so zärtlich liebte, in allen Stükken gehorchen, und euch dadurch derjenigen Glükseligkeit würdig machen wolt, zu der ich nun bald voran gehe. Sagt, ihr theuren Lieblinge meines Herzens, sagt, kan ich mich darauf verlassen?

Die Kinder stürzten wehmüthig sich in seine Arme; und drükten ihr Versprechen durch stumme Thränen aus. Da sagte Ehrenreich diese merkwürdigen Worte: Wen GOtt vorzüglich segnen wil dem gibt er fromme und gehorsame Kinder, und die Herzen aller zerflossen in sprachloser Empfindung.

Tabellarische Vorstellung des Inhalts.

Erstes Abendgespräch.

I. Von den Pflichten gegen uns selbst, und zwar

1) In Ansehung unsers Körpers und dessen Gesundheit. Seite 9.

Diese wird erhalten:

a) Durch Vorsichtigkeit, S. 10.

b) Durch Mäßigkeit, S. 11.

c) Durch Arbeitsamkeit, S. 13.

d) Durch erlaubte Vergnügungen, S. 16.

e) Durch Reinlichkeit, S. 18.

2) In

2) In Ansehung unserer Sele, S. 19.

deren Wohlsein befördert wird:

a) durch Erwerbung guter Kentnisse, S. 19.

b) durch Vermeidung aller Laster, S. 22.

3. In Ansehung unsers äußerlichen Zustandes, S. 26.

Von der Sparsamkeit.

a) Im Gegensaz auf Verschwendung und Nachläßigkeit, S. 27.

b) Im Gegensaz auf den Geiz. S. 31.

Zweites Abendgespräch.

II. Von den Pflichten gegen andere, S. 36.

1) Einleitung von dem Ursprunge der Könige, S. 36.

— der Obrigkeiten und Gerichte, S. 39.

— der Geseze, S. 40.

— der Soldaten, S. 41.

— der Abgaben, S. 42.

2) Pflichten gegen Obere, S. 42.

3) Pflichten gegen alle Menschen, S. 44.

a) Ver-

a) Vermeidung jeder Art von Gewaltthätigkeit, S. 45.
b) — — des Diebstahls, S. 47.
c) — — der Betrügerey, S. 50.
d) — — der Falschheit und der Lügen, S. 52.
e) — — des vergeblichen und falschen Schwörens, S. 57.
f) Ersezung des unversehenen Schadens, S. 59.

Drittes Abendgespräch.

III. Von den Pflichten der Geselligkeit, S. 62.
1) Von der Dienstfertigkeit und dem gefälligen Wesen, S. 64.
2) Vom Neide, S. 67.
3) Vom Stolz und Hochmuth, S. 70.
4) Von der Verläumdung, Spötterei und Tadelsucht, S. 73.
5) Von der Freundlichkeit, im Gegensaz des verdrieslichen Wesens, S. 75.
6) Vom Zorn, S. 76.
7) Von der Unversöhnlichkeit, S. 77.
8) Von der Schwazhaftigkeit, S. 81.
9) Von der Undankbarkeit, S. 84.
IV. Von

IV. Von den Pflichten des häuslichen Lebens.

a) gegen Eltern, S. 88.

b) gegen Lehrer, S. 89.

c) gegen Geschwister und Schulfreunde, S. 90.

d) gegen das Gesinde, S. 91.

V. Von den Pflichten gegen die Armen, S. 91.

VI. Von den Pflichten gegen die Thiere, S. 98.

Viertes Abendgespräch.

VII. Vom Gewissen, S. 102.

VIII. Von der Religion, S. 109.

AB:55524

VD18

ULB Halle 3
002 179 075

2

ittenbüchlein

für

nder

esitteten Ständen.

von

J. H. Campe.

1784.

Farbkarte #13
B.I.G.
Blue Cyan Green Yellow Red Magenta White 3/Color Black
Centimetres Inches
Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-802760-p0137-1